



HEIMATBRIEF

DER DANZIGER KATHOLIKEN
SONDERAUSGABE HERAUSGEGEBEN VON
ADALBERTUS-WERK E.V. UND ADALBERTUS-JUGEND

Hildesheim 38. Jahrgang Nummer 6-9 Juni-August 1987

H 20640 E

Spende-Richtsatz: 1,- DM monatlich

SCHRITTE AUF DEM WEG DER VERSÖHNUNG



FESTSCHRIFT: 40 JAHRE GEMENTREFFEN

Nach 40 Jahren

In wenigen Wochen treffen sich Danziger Katholiken, die heute in der Bundesrepublik Deutschland leben, zum 41. Mal auf der Jugendburg Gemen in Westfalen. Es sind dann 40 Jahre vergangen, seit sich im August 1947 über 400 katholische Jugendliche aus der Diözese Danzig zum ersten Mal nach der Vertreibung aus ihrer Heimat auf dieser Burg zusammensanden, noch gezeichnet vom Grauen des Erlebten, doch auch dankbar für das Überleben und die Wiederbegegnung mit vielen, die das gleiche Glück im Unglück hatten. Ihr Wunsch und ihre Hoffnung war damals, möglichst bald in ihre verlassene Heimat zurückkehren zu können. Hätte man ihnen damals gesagt: „Ihr werdet hier auf dieser Burg in 10, 20, 30 und auch 40 Jahren noch immer zusammenkommen“, dann hätte das sicher niemand geglaubt.

Und doch werden auch in diesem Jahre nach 40 Jahren wieder annähernd 200 Erwachsene, Jugendliche und Kinder sich auf der Burg versammeln, die sich den Anliegen der Veranstalter – Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend – verbunden fühlen. Viele Außenstehende fragen immer wieder verwundert, wie es kommt, daß auch nach so langer Zeit eine doch relativ kleine Gemeinschaft wie die unsrige immer noch so lebendig ist. Die vorliegende Festschrift gibt darauf Antwort. Sie ist vornehmlich der Berichterstattung über das 40. Gementreffen gewidmet und sollte eigentlich schon zur Jahreswende erscheinen. Verzögerungen bei der Sicherung der Finanzierung und einige organisatorische Notwendigkeiten im Zusammenhang mit dem Wechsel im Amt des Apostolischen Visitators ließen den Erscheinungstermin nun nicht an das kommende Gementreffen heranrücken. Man muß darin keinen Nachteil sehen, wird doch so das Jubiläumstreffen vor dem Schritt in das 5. Jahrzehnt unserer Arbeit nochmal in der Erinnerung lebendig und läßt sich auch die gedankliche Brücke zum kommenden Treffen und seiner Thematik leichter herstellen. Zudem bot die längere Redaktionszeit auch die Möglichkeit, in diese Festschrift einige Beiträge einzuarbeiten, die über die reine Berichterstattung vom 40. Treffen hinausgehen und zusätzlich verdeutlichen, wo in den 40 Jahren Konstanz und Wandel die Entwicklung der Arbeit bestimmt haben.

Das 40. Gementreffen stand unter dem Leitwort: „Schritte auf dem Weg der Versöhnung“. Die Berichte in dieser Festschrift lassen erkennen, mit welcher Offenheit und Intensität dieses Thema bei Jugend und Erwachsenen behandelt und in die geschichtlichen und politischen Zusammenhänge gestellt wurde. Die Wahl dieses Themas hatte jedoch nicht nur Bedeutung allein für das 40. Gementreffen, es bleibt Programm auch für die zukünftige Arbeit. Das Festreferat von Konsistorialrat Goedeke stellte es in Beziehung zum Heilsplan Gottes und machte deutlich, daß es Heilsauftrag Gottes an uns bedeutet.

Das Thema schlug aber auch die Brücke zurück zum 1. Gementreffen, als die auf der Burg versammelten Jugendlichen ihre schon häufig zitierte erste Versöhnungsbotschaft an die polnische Jugend in unserer Heimat richteten (Wortlaut s. S. 26). Das Grundthema, das 1947 mit dieser Botschaft angeschlagen wurde, ist eine der wichtigsten Konstanten in unserer Arbeit bis heute geblieben; gleiches gilt aber auch für die geistige Grundlage, auf die sich die damals gegründete Gemeinschaft stellte und die sie im Leitwort des 1. Treffens formulierte: „Treu zu Christus – in Liebe zur Heimat“.

Damit war schon vor 40 Jahren die 3-fache Aufgabenstellung benannt, die sich uns aus dem Schicksal der Vertreibung ergab: Dienst an der verlorenen Heimat, Dienst an und in der Kirche, Dienst für Versöhnung und Frieden in der Welt. Dieses Programm mit Leben zu erfüllen, es immer wieder neu in seinen Inhalten zu überdenken, es in der Wichtigkeit der Schwerpunkte jeweils auch aktuellen Forderungen anzupassen, es aber vor allem der nach-

wachsenden Generation zu verdeutlichen und sie zur Mitarbeit zu gewinnen – all das erforderte von uns in den vergangenen 4 Jahrzehnten bei aller Konstanz der Grundaussage auch ständige Bereitschaft zum Wandel, einerseits in Organisationsformen und Arbeitsweise, andererseits besonders in der Offenheit kritischer Auseinandersetzung sowohl mit überkommenen Traditionen, als auch mit neuen Erkenntnissen und Denkweisen.

Die Katholiken Jugend des Bistums Jauszig
war vom 21. bis 26. August 1947
zum 1. Treffen nach der Vertreibung aus
der Heimat auf Burg Gemen ver-
sammelt und hat hier den Bund
der Katholischen Jugend des Bistums
Jauszig ausgerufen.

Im Namen aller Jungen und
Mädels des Bundes danken wir
der Burg, ihrer Leitung und Besatzung
für gastliche Aufnahme und
Hilfsbereitschaft zur Verpflegung und
Unterbringung der über 400 Teil-
nehmer

Dr. Franz J. Gotke
Altenberg
Wes. Jun. u.
D. J. Jugendrediger

Eintragung im Gästebuch der Burg Gemen vom 26.8.1947

So war und ist es notwendig zu erkennen, daß Dienst an der Heimat mehr ist, als die bloße Erinnerung an deren Schönheit und Gefühlswerte, sondern daß die Bewahrung des kulturellen Erbes und die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte und deren Zusammenhängen – auch in Hinblick auf den Anteil Polens daran – uns aufgegeben ist als ein Dienst am deutschen und europäischen Kulturerbe.

So war und ist es ebenso notwendig zu erkennen, daß Dienst an und in der Kirche mehr bedeutet, als die vertrauten Glaubens- und Gebetsinhalte aus der Heimat hinüberzuretten in eine neue Umgebung und dort zu bewahren, sondern daß wir sie in Beziehung setzen müssen zur nachkonziliaren Kirche, daß wir in dieser eine besondere Aufgabe haben, die uns aus unserer Herkunft und aus den mitgebrachten Eigenwerten östlicher Frömmigkeit zuwächst.

Und so war und ist es auch notwendig zu erkennen, daß Dienst an Versöhnung und Frieden in der Welt nicht mit Lippenbe-



kenntnissen getan ist, sondern zunächst einmal verlangt, bei sich selbst mit der Versöhnungsbereitschaft ernst zu machen, auch in der persönlichen Auseinandersetzung mit jedem Andersdenkenden. Das verlangt viel Kraft, ist aber die Voraussetzung, auch jene Verpflichtung ernst zu nehmen, die uns aus unserem Schicksal erwächst, nämlich für Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden überall in der Welt einzutreten, nicht nur im Verhältnis zwischen Deutschen und Polen.

In dieser Festschrift wird deutlich, daß die Arbeit der Danziger Katholiken seit 1947 von dem Bemühen geprägt war und ist, diese Erkenntnisse Schritt für Schritt zu gewinnen und danach zu handeln. Besonders die Thematik der Gementreffen gibt davon Zeugnis (s. Chronologie S. 25). Das 40. Gementreffen bedeutete auf diesem Weg keine Zäsur, es erlaubt kein Anhalten, sondern das 41. mit dem Leitwort: „Menschenrechte in Osteuropa“ steht folgerichtig danach und erwartet von uns Überlegungen und Entscheidungen.

Dennoch brachte das 40. Gementreffen einen doppelten Einschnitt: Es verabschiedeten sich aus der aktiven Verantwortung zwei Männer der ersten Stunde: Prälat Prof. Dr. Wothe als Apostolischer Visitator, Herr Neudeck als Repräsentant und Spiritus rector der Laienarbeit. Der Generationswechsel in der Laienführung vollzog sich in Gemen gleich in doppelter Weise, neben einem Angehörigen der nächsten Generation als Vorsitzender wurde eine Angehörige der übernächsten, bereits hier geborenen, zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt, ein Zeichen der Hoffnung für die Kontinuität der Arbeit. Der Wechsel im Amt des Oberhirten vollzog sich schmerzlicher, er war von über einjährigem Bangen unter den Danziger Katholiken in Deutschland begleitet, das auch das 40. Gementreffen etwas überschattete. Daß es dem vereinigten Bemühen von Konsistorium und Laienführung gelungen ist, die entscheidenden kirchlichen Gremien in Rom und Deutschland von der Notwendigkeit der Ernennung eines neuen Apostolischen Visitators zu überzeugen, erfüllt mit Freude und Dank. Zugleich ist die Ernennung von Prälat Johannes Bieler für uns aber auch eine Verpflichtung, ihn mit unserem Gebet zu begleiten und in seinem schweren Dienst zu tragen.

Bleibt in dieser Festschrift noch Dank zu sagen: Dank gilt zunächst den beiden aus der Arbeit ins zweite Glied zurücktretenden Männern, die sich um das Fortleben der Kirche Danzigs in der Vertreibung im besonderen Maße verdient gemacht haben; Dank gesagt sei auch allen, die dazu beigetragen haben, das 40. Gementreffen zu einem unvergeßlichen Erlebnis zu machen, Dank gilt hier besonders dem ehemaligen Vertriebenenbischof Heinrich Maria Janssen, dem Hauptzelebrianten des Festgottesdienstes; gedankt sei auch für die vielen Grüße und Wünsche, die uns zum Jubiläumstreffen gesagt und gesandt wurden, sei es von den Ehrengästen in der Festlichen Stunde, sei es von den Repräsentanten kirchlichen und öffentlichen Lebens, deren Grußworte in dieser Festschrift abgedruckt sind; Dank sagen wir aber auch besonders dem Kreis Borken, der uns durch die Vermittlung von Oberkreisdirektor Pingel eine größere finanzielle Beihilfe zukommen ließ, durch die das Erscheinen dieser Festschrift erst ermöglicht wurde.

Wir stehen nach 40 Jahren an keiner Wendemarke, sondern an der Kontinuität unserer Arbeit als vertriebene Danziger Katholiken und deren Nachkommen. Wichtige Aufgaben stellen sich auch für die kommende Generation, wir vertrauen darauf, daß sie sie annimmt und als die ibrigen erkennt. In Gemen hat sich 1986 zum ersten Mal ein Kreis Junger Erwachsener zusammengefunden, um Möglichkeiten und Formen ihres Engagements zu überdenken. Wir hoffen auf ein gutes Ergebnis dieser Überlegungen und auf konkrete Mitarbeit. Die Arbeit der Danziger Katholiken ist in den letzten Jahren zunehmend geprägt gewesen von einem besonders guten Verhältnis zwischen den Generationen. Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend haben Formen des Gesprächs und der Zusammenarbeit gefunden, die in vielen kirchlichen Gemeinschaften heute nicht unbedingt selbstverständlich sind. Wir sollten alle daran mitarbeiten, daß diese Brüderlichkeit auch im 5. Jahrzehnt gemeinsamer Arbeit erhalten bleibe.

Mit Gottes Hilfe und Segen werden wir dann weitere Schritte auf dem Weg der Versöhnung tun und unseren bescheidenen – aber sicher wichtigen – Beitrag leisten im Dienste für Heimat, Kirche und Frieden in der Welt.

Gerhard Nitschke

Grußworte zum 40. Gementreffen

DER ERZBISCHOF VON KÖLN
VORSITZENDER DER
DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ

Zum vierzigsten Male haben Sie, die Danziger Katholiken, sich auf Burg Gemen versammelt. Wenn Sie Ihr diesjähriges Treffen unter das Leitwort „Schritte auf dem Weg zur Versöhnung“ stellen, so knüpfen Sie unmittelbar an Ihre erste Zusammenkunft nach dem Krieg und der Vertreibung an. Damals hatten die Vertreter der Danziger katholischen Jugend von Burg Gemen aus eine Grußbotschaft an die „katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der freien Stadt Danzig“ gerichtet. Sie hofften, so schrieben sie damals den jungen Polen, „daß der Tag nicht mehr ferne sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.“

Nur kurze Zeit nach dem bitteren Verlust der Heimat öffneten sich die katholischen Danziger in gläubiger Hinnahme von Gottes Willen diesem Geist der Versöhnung. Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen, in der diese drei Jahre später einen feierlichen Verzicht auf Rache und Vergeltung leisteten, wäre ohne diese Bemühungen der katholischen Vertriebenen nicht denkbar gewesen. Das Ziel einer endgültigen Versöhnung haben sie seither trotz mancher Enttäuschungen und Rückschläge nicht mehr aus den Augen verloren.

Auf dem Weg der Versöhnung wurden von beiden Seiten bereits viele Schritte getan. Dennoch bleibt uns noch ein gutes Stück Wegs zu gehen. Dabei müssen wir uns davor hüten, in Resignation oder Selbstgerechtigkeit zu verfallen, so groß auch oft die Versuchung dazu sein mag.

Im Programm Ihrer Versammlung haben Sie sich vorgenommen, verschiedene Zugänge zur Aufgabe der Versöhnung zu suchen. Mit Recht sehen Sie dabei die Bemühungen um ein neues Verhältnis zwischen Polen und Deutschen in engem Zusammenhang mit der Aufgabe einer Belebung des gemeinsamen christlichen europäischen Erbes. Mit vereinten Kräften müssen wir uns dieser Aufgabe stellen, um das christliche Antlitz unseres Kontinents zu erneuern.

Nachdrücklich möchte ich Sie ermutigen, auf dem eingeschlagenen Weg weiter voranzuschreiten. Dazu sende ich Ihnen herzliche Segenswünsche.



Joseph Kardinal Höffner

DER BISCHOF VON MÜNSTER

Liebe Mitchristen!

Herzlich willkommen auf der Burg Gemen! Als Bischof von Münster freue ich mich, daß Sie nun schon zum 40. Mal Ihr Jahrestreffen hier in Gemen veranstalten können. Unser unvergessener Bischof Michael Keller, der ja mit Ihrem Bischof Carl Maria Splett befreundet war, gab Ihnen 1947 die Möglichkeit dazu. Ich freue mich, daß die Jugendburg Gemen seitdem für Sie alle ein Stück Heimat geworden ist. Ich bedauere es, daß ich nicht selbst an Ihrem Jubiläumstreffen teilnehmen kann!

Bereits auf Ihrem ersten Treffen 1947 haben die Teilnehmer damals eine Grußbotschaft der Versöhnung an die katholische Jugend in Polen gesandt. Und so steht auch Ihre diesjährige Jubiläumstagung unter dem Leitwort: „Schritte auf dem Weg der Versöhnung“.

Im Hochgebet zum Thema „Versöhnung“ beten wir zu Gott, dem allmächtigen Vater: „Inmitten einer Menschheit, die gespalten und zerrissen ist, erfahren wir, daß Du Bereitschaft zur Versöhnung schenkst. Dein Geist bewegt die Herzen, wenn Feinde wieder miteinander sprechen, Gegner sich die Hände reichen und Völker einen Weg zueinander suchen. Dein Werk ist es, wenn der Wille zum Frieden den Streit beendet, Verzeihung den Haß überwindet und Rache der Vergebung weicht.“

Bitten wir Gott, besonders auch auf die Fürsprache des hl. Adalbert, daß wir uns auf diesem Weg der Versöhnung einander immer mehr als Brüder und Schwestern entdecken und erfahren!

So wünsche ich Ihnen ein schönes und frohes Jubiläumstreffen!

Ihr



Dr. Reinhard Lettmann

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
DER BUNDESKANZLER

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe junge Mitbürger,

zur 40. Jahrestagung der Danziger Katholiken in Deutschland auf Burg Gemen bei Borken übersende ich Ihnen meine herzlichen Grüße.

Wir beobachten heute bei vielen Jugendlichen eine Renaissance des Geschichtsbewußtseins, von dem ich hoffe, daß es unsere Bemühungen um eine europäische Friedensordnung auf Dauer absichert und stärkt. Fundament und Ziel dieser Ordnung sind Freiheit, Menschenrechte und Selbstbestimmung für alle Bürger Europas. Dies entspricht dem Auftrag des Grundgesetzes, in einem vereinten Europa „in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden“, und dem Bekenntnis in Artikel 1 unserer Verfassung zu den „unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“

Diese Forderungen sind Leitlinien unserer Außenpolitik. Sie durchzusetzen, bedingt eine realistische Einschätzung unserer politischen Möglichkeiten und ihrer geschichtlichen Voraussetzungen im Ringen um Verständigung und Verständnis mit unseren Nachbarn, auch mit Polen. Dazu gehört die historische Wahrheit: Vertreibung war und bleibt Unrecht. Zur schrecklichen Wirklichkeit des Jahres 1945 gehört eine Massenvertreibung, die in der Geschichte ohne Beispiel ist – 12 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge. Über zwei Millionen Menschen fanden bei Flucht und Vertreibung den Tod.

Wir Deutschen werden aber auch nie vergessen, daß es ohne Hitlers Aggressionspolitik zu diesem unendlichen Leid nicht gekommen wäre; denn schreckliche Verbrechen im deutschen Namen waren vorausgegangen.

Die furchtbaren Verstrickungen belasten die deutsch-polnischen Beziehungen bis heute schwer. Dennoch gilt: Der eklatante Bruch des Rechts kann nicht Frieden schaffen. Die Vertreibung darf nicht die bestimmende Erfahrung der deutsch-polnischen Nachbarschaft sein. Wir alle sind aufgerufen zur Versöhnung, und wir alle wollen sie, eine Versöhnung ohne Rache und Vergeltung.

Ich begrüße das Motto Ihrer Jahrestagung „Schritte auf dem Weg zur Versöhnung“, das dieses ehrliche Bemühen eindrucksvoll her-

ausstellt. Es unterstreicht die Charta der Vertriebenen, in der Sie bereits 1950 jeglicher Rache und Vergeltung eine Absage erteilt haben. Es hilft, Ihren Willen neu zu bestärken, im Gespräch und im Gebet einen Beitrag zum Ausgleich zwischen den Völkern und zum Frieden in der Welt zu leisten, dem Sie als Danziger Katholiken in Deutschland bereits in einem brüderlichen Grußwort an die Jugend Polens 1947 Ausdruck verliehen haben.

Die jungen Bürger in beiden Staaten sind ein wichtiger Träger dieser Aussöhnung. Ich habe deshalb der polnischen Regierung die Errichtung eines deutsch-polnischen Jugendwerkes nach dem Beispiel des deutsch-französischen Jugendwerkes vorgeschlagen.

Was uns interessiert, sind praktische Fortschritte, die den Menschen zugute kommen und deren Ertrag die Bürger im Alltag erfahren können. Im Mittelpunkt dieser Politik stehen die Bemühungen, die Grenzen durchlässiger zu machen und ein gesichertes Minderheiten- und Volksgruppenrecht der in Polen lebenden Deutschen zu erreichen.

In diesem Sinne wollen wir den Warschauer Vertrag ausschöpfen und führen wir das Gespräch bei der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE).

Für diese Politik bitte ich Sie weiter um Ihre Unterstützung; denn Sie bringen wichtige persönliche Erfahrungen ein, die helfen, den Blick nach vorn zu richten über Grenzen und Grenzziehungen im alten nationalstaatlichen Sinne hinaus.

Ich wünsche Ihrer Jahrestagung einen guten Verlauf und viel Erfolg.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Helmut Kohl



DER BUNDESMINISTER
FÜR INNERDEUTSCHE BEZIEHUNGEN

Alle Teilnehmer der 40. Jahrestagung der Danziger Katholiken in Deutschland auf der Burg Gemen bei Borken grüße ich sehr herzlich.

Das Leitwort der Veranstaltung

„Schritte auf dem Weg der Versöhnung“

ist Ausdruck einer langen Tradition der Danziger Katholiken. Schon 1947 fanden sich 500 junge katholische Danziger zum ersten Mal nach der Vertreibung aus ihrer Heimatstadt auf der Burg Gemen zusammen und sandten eine Botschaft der Versöhnung an die katholische Jugend in Polen.

Seitdem sind Ihre jährlichen Treffen geprägt vom Geist der Versöhnung, des Friedens und des Ausgleichs zwischen den Völkern. Wer sich der Aufgabe widmet in christlichem und europäischem Geiste für eine Zukunft in Frieden, Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu wirken, der weiß, daß Europa seine Trennung nur überwinden wird, wenn auch unsere östlichen Nachbarn ihre Freiheit wiedererlangen, die Menschenrechte garantiert sind und das Selbstbestimmungsrecht auch unserem deutschen Volk nicht weiter verwehrt wird.

Ich begrüße es ganz besonders, daß das „Adalbertus-Werk“ und die „Adalbertus-Jugend“ auch junge Menschen eingeladen haben, um ihnen in einem umfangreichen Programm die für das Versöhnungswerk notwendigen Kenntnisse zu vermitteln.

Möge Ihr diesjähriges Gementreffen allen Teilnehmern fruchtbare Stunden der Begegnung, des Gebetes und der gemeinschaftlichen geistigen Arbeit bringen und Ihnen Mut und Kraft für Ihre tägliche Arbeit geben.

Ich wünsche Ihnen in diesem Sinne eine erfolgreiche und harmonische Tagung.

Ihr

Heinrich Windelen



DER BUNDESMINISTER DES INNERN

Sehr geehrte Damen und Herren!

Liebe Danziger!

Ihnen und allen Teilnehmern an der 40. Jahrestagung der Danziger Katholiken in Deutschland sende ich meine herzlichen Grüße. Ihre Treffen auf der schönen Burg Gemen haben bereits Tradition. Das vielseitige Arbeitsprogramm Ihrer Tagung für Alt und Jung hat mich sehr beeindruckt. Ich möchte Sie ermutigen, sich im Sinne des Leitwortes der Tagung – Schritte auf dem Weg der Versöhnung – zu engagieren, trotz und auch wegen des Bewußtseins um Krieg, Vertreibung und Teilung unseres Vaterlandes. Die Charta der Heimatvertriebenen, beschlossen 1950 in Bad Cannstatt bei Stuttgart, hat hierfür Maßstäbe gesetzt. Sie ist mit dem feierlichen Verzicht auf Rache und Vergeltung und der Bereitschaft zu unermüdlicher Arbeit am Wiederaufbau Deutschlands und Europas wahrlich ein Dokument von historischer Bedeutung. Dieses Vermächtnis der ersten Generation der Vertriebenen gilt heute und künftig. Lassen Sie uns gemeinsam auf einen Zustand des Friedens in Europa hinwirken, der auch den Danzigern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Möge Ihre Jahrestagung auf Burg Gemen ein Treffen der Erinnerung und des Wiedersehens sein, aber auch Zeichen der Hoffnung setzen. Die reiche kulturelle und historische Tradition Danzigs darf nicht vergessen werden.

Ich wünsche Ihnen schöne Tage des gemeinsamen Erlebens auf Burg Gemen.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Friedrich Zimmermann



MINISTER FÜR ARBEIT, GESUNDHEIT
UND SOZIALES
DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN

Der Zweite Weltkrieg hat unsägliches Leid über die Menschen gebracht. Zunächst waren es die anderen Völker, die als Opfer eines von Deutschland ausgehenden Krieges in schrecklichem Maße Tod, Elend, Hunger und Not erleiden mußten. Am Ende wurden die Deutschen selbst zu Opfern.

Besonders hart hat der Krieg die Menschen getroffen, die aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Trotz der ihnen widerfahrenen Gewalt haben sich die Heimatvertriebenen schon sehr früh zum Gewaltverzicht bekannt. Darüber hinaus gibt es eindrucksvolle Gesten der Versöhnung.

Beispielhaft ist in diesem Zusammenhang das Wirken der im Adalbertus-Werk und in der Adalbertus-Jugend zusammengeschlossenen Danziger Katholiken. Schon 1947 haben 500 Danziger katholische Jugendliche eine Botschaft der Versöhnung an die katholische Jugend Polens gerichtet. Seitdem haben Danziger Katholiken sich nachhaltig bemüht, ihren Beitrag zum Ausgleich zwischen den Völkern, insbesondere mit den Polen, zu leisten.

Das Thema des 40. Jahrestreffens der Danziger Katholiken auf der Burg Gemen „Schritte auf dem Weg der Versöhnung“ ist Anregung und Verpflichtung zugleich, den Weg zu einem friedlichen Zusammenleben mit den Völkern Osteuropas beharrlich weiterzugehen und so den Frieden in der Welt zu sichern.

Zum 40. Gementreffen der Danziger Katholiken übermittle ich meine besten Grüße und Wünsche für eine friedliche und von gegenseitiger Achtung geprägte Zukunft im Zusammenleben der Völker.



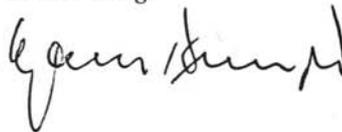
Hermann Heinemann

DER OBERBÜRGERMEISTER DER LANDESHAUPTSTADT DÜSSELDORF

Den Danziger Katholiken in Deutschland, die sich zu ihrer 40. Jahrestagung auf der Jugendburg Gemen treffen, übermittle ich im Namen der Patenstadt Düsseldorf herzliche Grüße und Wünsche.

Die Tage auf Burg Gemen stehen einmal mehr im Zeichen der Begegnung zwischen Menschen, die einander durch ein gemeinsames Schicksal verbunden sind. Natürlich ist der Verlust der alten Heimat eine bleibende schmerzliche Erfahrung. Aber nicht die Erinnerung an erlittenes Unrecht, sondern den Gedanken der Versöhnung haben Sie, die Danziger Katholiken, in den Mittelpunkt Ihrer Jubiläumstagung gestellt. Die Schrecken des Krieges, das unermessliche Leid, das er über Abermillionen Menschen gebracht hat, haben uns bewußt gemacht, daß es unser aller vorrangigste Aufgabe sein muß, die Gegensätze und das Mißtrauen zwischen den Völkern zu überwinden und für den Frieden in der Welt zu arbeiten. Gerade auf Burg Gemen haben Sie immer wieder bewiesen, daß Sie bereit sind, Ihren Teil dazu beizutragen. Ihr Gementreffen 1986 wird dieses Wollen sicher verstärkt sichtbar werden lassen.

Um so herzlicher sind meine Wünsche für ein gutes Gelingen. Ich wünsche Ihnen Tage frohen Wiedersehens und fruchtbringender Besinnung.



Klaus Bungert

KREIS BORKEN

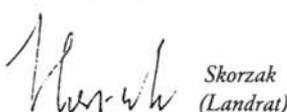
Seit vierzig Jahren treffen sich Mitglieder des Adalbertus-Werkes und der Adalbertus-Jugend, Danziger Katholiken, auf der Jugendburg Gemen. Wir freuen uns über dieses Jubiläum und die darin zum Ausdruck kommende Verbundenheit mit dem Kreis Borken.

Sie, verehrte Danziger, haben in den vergangenen Monaten Rückschau auf die schwere Zeit der Vertreibung und des Neubeginns gehalten. Stets aber richteten Sie Ihren Blick auch in die Zukunft. Die Themen der letzten Treffen in Gemen „Erbe und Auftrag“ sowie „Schritte auf dem Weg der Versöhnung“ sind dafür der beste Beweis.

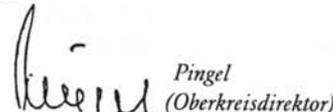
Schon die Botschaft des ersten Gementreffens der katholischen Jugend des Bistums Danzig wies in die Zukunft, als sie – noch vor der berühmten Charta der deutschen Heimatvertriebenen – bereits 1947 die katholische Jugend im Gebiet Danzigs als „Brüder und Schwestern im Herrn“ grüßte.

Anlässlich Ihres 40. Gementreffens möchten wir Sie ermuntern, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen als „Danziger oder deren Nachkommen, als Vertriebene oder deren Nachkommen, als Deutsche, als Europäer, als Christen“ (wie es Ihr Vorsitzender einmal formulierte).

Der Kreis Borken wird Sie im Rahmen seiner Möglichkeiten dabei gern unterstützen und sich weiterhin bemühen, Ihnen auch hier ein Stück neuer Heimat zu schaffen.



Skorzak
(Landrat)



Pingel
(Oberkreisdirektor)

Vertreibung war keine Umsiedlung



Ministerialdirigent a. D. Günter Fuchs

Das Eingangsreferat für das 40. Gemen-Treffen „Vertreibung – Eingliederung, Aufbruch in eine ungewisse Zukunft“ hielt Herr Ministerialdirigent a. D. Günter Fuchs, ehemaliger Leiter der für die Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler zuständigen Abteilung im Bundesministerium des Innern und Präsident des katholischen Flüchtlingsrates, ein Experte für dieses Thema.

Herr Fuchs beschrieb zunächst die Schwierigkeiten, die bei der Terminologie der Darstellung der Vorgänge 1945/46 im Osten auftreten. Zum mindesten für das offizielle Polen ist Vertreibung ein böses Wort, ein Reizwort. Was damals geschah, war ein Vorgang ohne Gewalt aufgrund internationaler Entscheidung, human durchgeführt. In Wahrheit – und dafür gibt es noch genug Zeugen, Photographien und Filme – war es ganz anders: Vertrei-

bung, Gewalt, unhuman. In bezug auf die historischen Begründungen zeigen die polnischen Geschichtsforscher, was die „uralte polnischen Gebiete“ d. h. die deutschen Ostgebiete anbetrifft, jetzt mehr Zurückhaltung. In der offiziellen Propaganda hat sich das aber noch nicht bemerkbar gemacht. Wir müssen uns aber auch wehren gegen Verfälschung der Vorgänge bei uns, wenn z. B. von der „so genannten Vertreibung“ gesprochen wird.

Vertreibung geschah meist aus dem Heimatort. Für den Begriff Heimat gibt es noch keine allgemein anerkannte Definition. Man begnügt sich mit Umschreibungen wie z. B. Heimat ist da, wo man sich heimisch fühlt, wo man die ersten Erfahrungen mitmenschlichen Zusammenlebens in sein Bewußtsein aufgenommen hat. Wir unterscheiden zwischen Heimat

und Vaterland, was für andere Völker, die keine verschiedenen Wörter für diese beiden Begriffe haben, schwierig wird. Heimat gibt es auch in der Despotie. Der Redner verwies in diesem Zusammenhang auch auf das Heimatrecht der Palästinenser und ihr Selbstbestimmungsrecht.

Die Vertreibung war keine Umsiedlung, denn diese setzt die Zustimmung der Beteiligten voraus. Die Potsdamer Vereinbarung war kein völkerrechtlicher Umsiedlungsvertrag, keiner der betroffenen Staaten war mit seiner Unterschrift daran beteiligt. Die Potsdamer Vereinbarung ist auch kein Ersatz für einen Friedensvertrag. Dazu kommt, daß die Vertreibung schon vor dem Potsdamer Termin einsetzte.

382.000 Danziger haben ihre Heimat verlassen müssen, alle sind Vertriebene, denn die Geflohenen durften nicht zurück.

Einschließlich der späteren Aussiedler gab es 15 Millionen Vertriebene aus allen Vertreibungsgebieten zusammen. 2 bis 2,5 Millionen sind ums Leben gekommen. 12 bis 12,5 Millionen fanden Aufnahme meist in den damaligen Westzonen, ein Teil in der Ostzone, ein geringerer Teil in Österreich und eine kleine Anzahl in Übersee. Jetzt leben 10,4 Millionen Vertriebene in der Bundesrepublik Deutschland, dazu kommen 3 Millionen Übersiedler aus der jetzigen DDR.

Ende 1947 war die staatlich organisierte Vertreibung abgeschlossen. Die Aussiedler kommen aus eigenem Entschluß, weil ihnen verwehrt ist, in ihrer Heimat als Deutsche zu leben. Dem Deutschen Roten Kreuz waren am 1.1.1986 rund 262.000 Antragsteller aus Polen, der Sowjetunion usw. namentlich bekannt, es kommen immer neue Namen hinzu. Besonders die Sowjetunion macht den Antragstellern Schwierigkeiten, häufig muß der Umsiedlungswillige den Verlust des Arbeitsplatzes in Kauf nehmen.

Wie war die Lage 1945? Das Deutsche Reich war auch politisch zusammengebrochen. Alle wichtigen Entscheidungen lagen bei den vier Besatzungsmächten. Die Reichsmark war völlig entwertet, es blühte ein ausgedehnter Schwarzmarkt. Viele hungerten, denn die Lebensmittelrationen waren ungenügend. Und da kamen die Vertriebenen, die Flüchtlinge aus der Sowjetzone, weil sich dort ein kommunistisches System etablierte. 10 Millionen waren evakuiert und wollten in die zerstörten Städte zurück. Millionen von heimatlosen Ausländern, verschleppt zur Arbeit ins Deutsche Reich, wollten nach Hause. Die den Vertreibungsgebieten am nächsten gelegenen Länder –

Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern – waren zunächst Aufnahmegebiet für die Vertriebenen. Die Kommunen, die Wohlfahrtsverbände, die Kirchen waren die ersten Helfer, Notunterkünfte sorgten für das erste Dach über dem Kopf. Aber die Vertriebenen waren nicht nur Nehmende, sie arbeiteten tatkräftig mit.

Die erste gesetzliche Maßnahme zugunsten der Vertriebenen war das Soforthilfegesetz 1948, es half besonders den Alten und bildete den Übergang zum Lastenausgleichsgesetz 1952, eines der größten Gesetzgebungswerke unseres Jahrhunderts. Wer Vermögen behalten hatte, mußte Abgaben leisten an den Lastenausgleichsfond, 30 Jahre lang. Die LAG-Zahlungen an die Geschädigten blieben weit hinter ihren Verlusten zurück, es kommt immerhin die beachtliche Zahl von 120 Milliarden DM an Leistungen aus dem LAG-Fond zusammen.

Die wirtschaftliche Eingliederung der Vertriebenen ist im großen und ganzen gelungen. Diese Integration be-

deutet aber keine Assimilation; Eingliederung, aber nicht Angleichung. Wir bewahren unser kulturelles Erbe. In diesem Zusammenhang bleiben noch manche Forderungen an Bund und Länder: Es gibt noch immer nur eine ostdeutsche Galerie, es gibt immer noch keinen Lehrstuhl für ostdeutsche Landeskunde an einer der deutschen Universitäten.

Zum Schluß ging der Redner noch einmal auf Fragen des Rechts ein. Wir sollten über Fragen des Rechts nicht so abwertend reden. Die Verachtung des Rechts hat uns Deutschen und Europa den Zweiten Weltkrieg gebracht. Recht ist die Waffe des Schwachen. Es besteht kein Widerspruch zwischen Recht und Friedensgebot.

In der anschließenden Diskussion wies Herr Fuchs darauf hin, daß geplant ist, eine ostdeutsche Geschichte in 6 bis 8 Bänden herauszugeben. Es soll kein polemisches Werk sein, eventuell wird es uns Modifikationen in unserem Geschichtsverständnis abverlangen.

E. Neudeck

Standorte

Das Thema „Alte Heimat – neue Heimat, fruchtbare Spannung als Herausforderung“ war Auftrag für zwei Referenten, einen älteren, in Danzig geborenen, E. Neudeck, und einen jungen Teilnehmer, N. Czerwinski, des Treffens. Zunächst sprach Edmund Neudeck, 1905 in Danzig-Oliva geboren. Er führte u. a. aus:

„Hagen in Westfalen ist seit dem 13. Februar 1946, als ich aus englischer Gefangenschaft in dieser Stadt ankam, meine und dann auch die Heimat meiner Familie geworden. Eine neue Heimat. Ich übte dort meinen Beruf aus und genieße jetzt das Dasein eines Pensionärs. Ich habe mich politisch betätigt u. a. im Schulausschuß der Stadt Hagen, habe aktiv in den Gremien der Pfarrgemeinde mitgearbeitet, meine Kinder sind in Hagen zur Schule gegangen, haben in der Pfarrjugend mitgearbeitet, haben Freundschaft mit Hagenern geschlossen, die zum Teil in Ehen übergingen – all das zeigt doch, daß ich Hagener geworden bin ... So richtig das ist, es gibt ein Aber. Denn in der Familie blieb in nicht geringem Umfang ein Danziger Klima bestehen, bestärkt durch die Tätigkeit in unseren Organisationen. Die Familie behielt eine Danziger Grundlage, und das gilt auch für die Kinder, die keine Erinnerung an Danzig haben konnten. So haben meine Kinder eine



Edmund Neudeck

doppelte Prägung erhalten, anders als ihre Spiel- und Klassenkameraden Hagener Abstammung.“

Für unsere Beziehungen zur „alten“ Heimat gilt: „Eine nüchterne Bestandsaufnahme ergibt stets als wichtigste Erkenntnis, daß in unserer Heimat jetzt polnische Menschen leben, von denen der größte Teil bereits in Danzig und seiner Umgebung geboren ist, für die also dieser Bereich Heimat bedeutet. So ergibt sich eine Span-

nung, sie kann fruchtbar werden, wenn wir freundschaftliche Beziehungen zu den neuen Danzigern zu erreichen suchen, Gespräche mit ihnen führen, um beiderseitige Verkrustungen aufzulockern. Aus eigenem Erleben sei es gesagt: Es ist möglich, sich zu verständigen, wenn auch eine gewisse Spannung bestehen bleiben kann. Die Berge, die Wälder, die Ostsee sind geblieben, wer hinfährt, erlebt diesen geliebten Teil der Heimat, die Menschen sind andere, unsere Aufgabe ist es, sie wie Nachbarn anzunehmen.“ ...

„Wir sind durch unsere Heimat geprägt worden. Wenn wir nun die Erlebnisse, die Ereignisse herausgreifen, die diese Prägung herbeigeführt, begleitet haben, so stellen wir fest, daß es gerade solche sind, die mit unserem Glauben, mit unserer Kirche zusammenhängen. Erstkommunion, Firmung, Trauung vor dem Altar, unsere Kirchenlieder, unsere Danziger Vesper, die Fronleichnamprozession in Oliva am Wald entlang, die Tätigkeit in den katholischen Organisationen und noch manches andere, all das hat uns geformt, so wurden wir in unsere Kirche hineingenommen und sie blieb uns eine besondere Art Heimat, damals, in schlimmer Zeit und jetzt. Papst Johannes Paul II. hat 1980 in Osnabrück in bezug auf die Heimatvertriebenen gesagt: „Neben ihrem geringen Gepäck an äußerer Habe brachten diese Menschen als kostbarsten Besitz vor allem ihren Glauben mit, oft nur symbolisiert im abgegriffenen Gebetbuch ihrer alten Heimat.“ Irdische Heimat ist ein hoher Wert, aber nicht ein letzter Wert – so sind wir gefeit gegen alle Überhöhung des Begriffs Heimat. Auf die Schwierigkeiten bei unserer Integration in die hiesigen Kirchengemeinden will ich wenigstens hinweisen. Andere Stämme bedeuten auch andere Sitten und Gebräuche und das nicht zuletzt im Bereich der Kirche. Wir sollten aber eines nicht vergessen: Die Liturgiereform wäre auch in unserer Heimat durchgeführt worden. Es gibt wertvolles religiöses Gut, das wir mitgebracht haben und das wir pflegen sollten. Ich denke da besonders an unsere Vesper.“ ...

„Ich habe es immer wieder erlebt: Wer sich zu seiner angestammten Heimat bekennt, wird anerkannt. Es ist nicht einfach, sozusagen in sich selbst eine Spannung auszuhalten, eine zweite und eine erste Heimat zu haben, beiden verpflichtet zu sein. Ich war 40 Jahre, als ich aus der Gefangenschaft kam und nicht mehr in meine Heimat ausreisen durfte, jetzt sind wieder 40 Jahre vergangen und

ich bin in Hagen und damit in Westfalen verwurzelt. Aber meine Ursprungswurzeln habe ich aus Danzig mitgebracht und die bleiben wirksam. Ich fühle mich beheimatet in Hagen, die erste Heimat – und das bedeutet eine Rangfolge – bleibt die Stadt an der Weichselmündung.“



Norbert Czerwinski

Als Redner der jungen Teilnehmer machte Norbert Czerwinski zu Anfang deutlich, daß er nicht als Jungvertriebener spreche. Seine Eltern stammen aus Danzig, aber er ist in Duisburg geboren und wohnhaft in Düsseldorf.

„Etiketten passen da einfach nicht. Wichtiger ist die Frage, was macht mich aus, was prägt mich?“ Die Vertreibung spielt eine wichtige Rolle. Sowohl in der Gesellschaft, in der er lebt, als auch persönlich: im Schicksal der Eltern und deren erster Heimat Danzig, die ihm häufig begegnet. „Da ist was da, da spür ich eine Spannung – Danzig und Duisburg, alte und neue Heimat –. Eine Spannung, die meine Eltern gelebt haben und die bei mir nachwirkt.“ In diesem Zusammenhang sprach er über die Bedeutung von Gemen, das dazu beigetragen habe, daß Menschen diese Spannung, ihr Schicksal als Vertriebene und Entwurzelte verarbeiten konnten und frei wurden für neue Aufgaben.

Für die jüngere Generation stellte er, an die Älteren gewandt, die Frage: „Welche Perspektive hat das Gementreffen, wenn Sie einmal nicht mehr da sind und ich so alt bin wie Sie?“ Er machte deutlich, daß eine wichtige Gementrennung für ihn sei, „daß das Wissen um die Geschichte und Kultur Danzigs und Osteuropas und das Zusammensein mit den Generationen hilft, Probleme von heute besser zu verstehen und um Lösungen zu ringen.“ Er erläuterte das an drei Bei-

spielen: 1. Für die **Versöhnung mit Polen** ist es wichtig von der wechselvollen Geschichte der deutsch-polnischen Nachbarschaft zu wissen, um Widerstände und Empfindlichkeiten auf beiden Seiten besser einschätzen zu können. 2. Das **Schicksal Krieg**, vor dem viele (junge) Menschen Angst haben, es wird durch die Schilderungen der Älteren lebendig. 3. Das **Schicksal als Vertriebene**: „Wenn ich von solchen Erfahrungen höre, fällt es mir einfacher, Flüchtlinge, Ausländer oder Asylbewerber zu verstehen, die vielleicht zwei Türen weiter wohnen und vertrieben wurden, weil sie einem Volk oder einer Religion angehören, die nicht geduldet werden. Menschen, die rausgeschmissen werden, hier in der Bundesrepublik landen und auch nicht so recht wissen, wie es weiter gehen soll.“

Es gibt viele Jugendliche, die denken, daß sie von Gemen und dem Zusammensein der Generationen profitieren können, „davon profitieren, daß sie ihre Spannung fruchtbar machen wollen, als Herausforderung begreifen wollen.“ Die Adalbertus-Jugend – katholische Jugend aus Danziger Familien – sieht sich der Tradition von Gemen verpflichtet, aber die Identifikation mit Danzig ist schwächer geworden. Die Adalbertus-Jugend will auch offen sein für Jugendliche, die nicht aus heimatvertriebenen Familien stammen, weil auch sie von Gemen profitieren können. Ebenso sieht sich die Adalbertus-Jugend im BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) als Impulsgeber für bestimmte Themen und Problemstellungen.

Die **Spannung**, die N. Czerwinski für Gemen sieht, ist die zwischen der Erlebnisgeneration und den Jüngeren. Und die sind zum Teil auch schon Mitte Dreißig. Die **Herausforderung** sind die Probleme in der Welt (Versöhnung, Frieden, Flüchtlingsproblem etc.). Wenn diese Spannung **fruchtbar** genutzt werden soll, ist ein Geist des Miteinanders nötig, der Offenheit und der Annahme des Einzelnen. „All das Gesagte über Aufgaben und Perspektiven unserer Arbeit bleibt leer, wenn der Geist des Miteinanders gerade hier in Gemen an Jüngeren vorbeigeht. Wenn sie wegen ihrer Lebensform erfahren, daß sie hier keinen Platz haben.“

Zum Schluß faßte Norbert Czerwinski sein Referat in vier Thesen zusammen: „1. Wir Jüngeren sind keine Vertriebene, 2. Die Spannung (alte und neue Heimat) ist für uns spürbar, wenn auch nicht erlebt, 3. Es gibt gemeinsame Herausforderungen, 4. Ein Geist des Miteinanders ist nötig.“

Menschenrechte mehr betonen als Abrüstung

Kontinuität seit Adenauer in der Ost- und Deutschlandpolitik – Lob für die Bundesregierung: friedenswillig und friedensfähig

„Die Regierung Kohl hat ganz beachtliche Erfolge in der Ost- und Deutschlandpolitik erzielt“, erklärte Prof. Dr. Dieter Mahncke (Wachtberg - Pech) in Gemen. Das gelte für die Wirtschaftsbeziehungen wie für den Schutz Berlins. Aber: „Die Sowjetunion läßt nicht ab zu versuchen, Berlin weiter von der Bundesrepublik zu trennen“, führte der Referent im Zusammenhang mit der Beurteilung der Moskareise Genschers, die im Juli 1986 unmittelbar vor dem Gementreffen stattgefunden hatte, aus. Das technisch-wissenschaftliche Abkommen, das dort unterzeichnet wurde, sei ein Beispiel dafür, daß und wie die Sowjetunion bei der Einbeziehung Berlins Schwierigkeiten mache. Die Sowjetunion ist trotz der Viermächtevereinbarung von 1971 gegen alle Bundeseinrichtungen in Berlin. Im Falle des in Moskau unterzeichneten Abkommens sind nicht Institutionen, sondern Personen genannt. Die Sowjetunion habe das Mittel des personenbezogenen Abkommens benutzt, um die in Berlin ansässigen Institutionen nicht in den Vordergrund zu stellen. Man könne das Abkommen dennoch positiv beurteilen, weil „wir etwas haben, mit dem wir arbeiten können.“ Kritisch fügte der Redner hinzu, es komme aber nicht darauf an, wie es der Bundesaußenminister dargestellt habe, das Forschungspotential Berlins einzubeziehen, sondern Berlin müsse einbezogen werden. Aktueller konnte in Gemen kein Thema sein als das Referat von Prof. Mahncke, das überschrieben war: „1986 – aktuelle Bonner Ost- und Deutschlandpolitik“.

Beim Regierungswechsel 1982 sei ganz anders als 1969 keine spektakuläre Ostpolitik eingeleitet, sondern bewußt auf Kontinuität gesetzt worden. Dafür seien verschiedene Gründe ausschlaggebend gewesen: Die FDP war Garant der Kontinuität; eine Revision der Ostverträge wäre schwer verständlich gewesen; Berlin wäre betroffen gewesen; Verträge müssen gehalten werden; die CDU/CSU hatte sich inzwischen auf die neuen Gegebenheiten eingestellt und wollte „das Trauma der siebziger Jahre“ überwinden, als sie politisch isoliert zu sein schien, vor allem als der damalige Bundeskanzler Schmidt im Wahl-

kampf 1980 ihr gehässig nicht den Friedenswillen, sondern die Friedensfähigkeit abgesprochen hatte; der wichtigste Grund für die Kontinuität: die Regierungen Brandt und Schmidt hatten ihrerseits an bestimmten Zielen ihrer Vorgänger festgehalten, besonders an der Offenheit der deutschen Frage und an dem Ziel der Überwindung der Spaltung Europas.



Prof. Dr. Dieter Mahncke

Als Elemente der Kontinuität seit Adenauer nannte Prof. Mahncke das Ziel der Wiedervereinigung Deutschlands, Fortbestand Deutschlands in den Grenzen von 1937, die Nichtanerkennung eines zweiten Staates in Deutschland, den Anspruch der Bundesrepublik für alle Deutschen sprechen zu können und als wichtigstes Freiheit und Westbindung.

Adenauer hat nach Ansicht des Referenten ein hohes Maß an Flexibilität vorgelegt. Er habe beispielsweise eine „Österreich-Lösung“ für die DDR an-

geboten, Bereitschaft gezeigt, für die Gewährung der Freiheit die Teilung zu akzeptieren, einen Burgfrieden geschlossen, der eine zehnjährige Zusammenarbeit mit dem Osten ermöglichen sollte. Ferner erinnerte der Referent an die Einrichtung von Handelsmissionen in Polen, Ungarn, Rumänien und an die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit diesem Staat und mit Jugoslawien.

Die jetzige Regierung hat Dialogbereitschaft auf der Grundlage der bestehenden Verträge erklärt. Dabei hat sie der Sowjetunion eine förmliche Priorität vor den anderen Ostblockstaaten eingeräumt. Sie beabsichtigt nicht mehr wie seinerzeit Außenminister Gerhard Schröder, einen Keil in den Ostblock zu treiben. Ein zweites wichtiges Ziel der Regierung Kohl ist eine konkrete menschliche Erleichterung. Das betrifft die Verbesserung der Behandlung der in der alten Heimat verbliebenen Deutschen. Zur Zeit bemüht sich die Bundesregierung darum, daß der sowjetische Teil Ostpreußens für Besucher geöffnet wird.

Ganz besonderen Wert legt die Bundesregierung auch darauf, daß – vor allem in der DDR – die Westreisemöglichkeiten verbessert werden. Ferner seien der Schutz Berlins und die Verbesserung der Wirtschaftsbeziehungen Ziele der Regierung Kohl.

Der politische Status-quo wird von der Bundesregierung nicht akzeptiert, sondern sie hält an der Einheit der Nation fest, wie auch ein Fortbestehen des Zusammengehörigkeitsgefühls der Deutschen festzustellen ist. Bezüglich des territorialen Status-quo erklärte der Referent, es komme nicht so sehr auf die Hoheitsrechte, sondern mehr auf die Freiheitsrechte der Menschen an. Staatsgrenzen durchlässiger zu machen, ihren trennenden Charakter aufzuheben, sei Ziel und Weg der aktuellen Bonner Politik.

Abschließend stellte Prof. Mahncke das Thema unter den Gesichtspunkt „Ostpolitik und westliches Bündnis“. Das westliche Bündnis ist von fundamentaler Bedeutung. Den Forderungen, das Bündnis zu lockern oder gar aus ihm auszuscheren, um dadurch unabhängiger zu sein, hielt er entgegen „diese Perversion des Denkens“ begründe keine unabhängige Politik, sondern eine von der Sowjetunion abhängige Politik. Libyen, SDI, Rü-

stungskontrolle seien Elemente, die zur Belastung des Verhältnisses der Bundesrepublik und Europas zu den USA beitragen. Muß es eine grundsätzliche Neubesinnung geben? – Die Antwort fiel eindeutig aus: Die Rüstungskontrolle sollte in Zukunft eine weniger wichtige Rolle in der Ostpolitik spielen. Der entscheidende Punkt ist die Verbesserung des politischen Status-quo. Das bedeutet, daß die wichtigste Rolle in der Ostpolitik nicht die Abrüstung, sondern die Frage nach den Menschenrechten darstellt. Für die Menschenrechte einzutreten muß das große Ziel westlicher Ostpolitik sein.

–ger–



Zuhörer beim Referat von Prof. Dr. Mahncke

Treue zur Heimat – ein Motiv der Versöhnung

„Deutschland – Polen, Probleme der Verständigung heute“ lautete das Thema, das Dr. Theo Mechtenberg in Gemen behandelte. Der Referent, der selbst mehrere Jahre in Polen gelebt hat, schilderte uns in seinem Vortrag auf eindrucksvolle Weise, mit welchen Problemen heute noch das deutsch-polnische Verhältnis, selbst im kirchlichen Raum, belastet ist.

Zunächst machte er uns klar, was wir als Heimatvertriebene zur Versöhnung beitragen können. Für uns ist z.B. Danzig weiterhin unsere Heimatstadt. Zugleich ist sie aber als Gdańsk die Heimatstadt polnischer Menschen, die dort angesiedelt wurden. Daraus entsteht nun ein doppelter Anspruch auf Heimat. Das kann trennen, aber auch verbinden. Trennen, wenn man das Heimatrecht gegeneinander behauptet und sich wechselseitig die Heimat streitig macht; dann wird es jetzt und in Zukunft keine Versöhnung geben. Verbinden, wenn man sich wechselseitig akzeptiert, aber auch akzeptiert, daß Danzig die Heimat beider ist, Deutscher wie Polen. So kann es dazu kommen, daß die Treue zur Heimat auch zum Motiv der Versöhnung wird. Das ist ein Auftrag und eine Aufgabe, die allein nur von den Vertriebenen übernommen werden kann. Nur sie können unter diesem Aspekt Versöhnung leisten.

Wenn wir heute über Versöhnung und Verständigung sprechen, so können wir das nur im Rückblick auf die letzten 40 Jahre. 40 Jahre sind nicht nur eine reale, sondern auch eine biblische, eine symbolische Zeit; ein Zeitraum, in dem Entscheidungen fallen müssen zum Guten oder zum Bösen. Eine gewissermaßen heilsgeschichtliche Zeit. Wenn in 40 Jahren die Grundlagen der Versöhnung nicht gelegt werden, so gibt es wohl kaum Chancen, daß sie in Zukunft noch gelegt werden können. Es wäre also zu fragen, ob die Wunden im deutsch-polnischen Verhältnis vernarbt sind, ob das Unrecht wechselseitig verziehen wurde, ob Feindschaft überwunden, ob Versöhnung vollzogen ist. Es ist Zeit, Bilanz zu ziehen.

Zwei Daten sind wichtig, derer im vergangenen Jahr gedacht wurde: Vor 15 Jahren der Abschluß des Warschauer Vertrags und vor 20 Jahren der Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen. Ist gehalten worden, was beide Ereignisse versprachen? Wie zeichnet sich auf der Grundlage beider Ereignisse die Zukunft ab?

15 Jahre Warschauer Vertrag

Das Wort „Versöhnung“ kommt in einem Vertrag zwischen Staaten nicht vor. Man spricht im Warschauer Vertrag von der Normalisierung gegenseitiger Beziehungen. Aber nur ein Prozeß der Versöhnung innerhalb beider Gesellschaften konnte diesen Vertrag überhaupt ermöglichen. Wie wird er nun nach 15 Jahren eingeschätzt? – Auf beiden Seiten hat es so manchen Bruch gegeben. Bei uns den Regierungs- und Koalitionswechsel, der die Bonner Ostpolitik aber nicht wesentlich verändert hat. In Polen die Ablösung Gomułkas, die Dekade Giereks, die wirtschaftlichen und politischen Krisen, dann 1980 „solidarność“ und ihr Ende, was auch das Ende eines Prozesses der Demokratisierung in fast allen Bereichen bedeutete. Unter Jaruzelski kam dann eine gewisse politische Stabilisierung zustande, aber um den hohen Preis eines tiefen Bruchs zwischen Regierenden und Regierten, zwischen System und Nation. Man wird deshalb zweigleisig vorgehen müssen, Staatsdiplomatie und Völkerdiplomatie machen. Das ist mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden.

In unseren Medien hat dieses „15 Jahre danach“ keine große Rolle gespielt. In Polen war es anders. Willy Brandt, der dieses Ereignis in Szene gesetzt hatte und an dessen Kniefall – ein Symbolakt der Verständigung – Jaruzelski wieder erinnerte, ist nach Warschau gereist und hat dort auch bedeutungsvolle Reden gehalten. Immer wieder muß dort betont werden, daß die Bundesrepublik Deutschland die Oder-Neiße-Grenze als unantastbar betrachtet. Nach Brandt bezieht sich die „Deutsche Frage“ auf die Wiedervereinigung beider deutscher Staaten und berührt die Grenze zu Polen nicht. – Jaruzelski sprach u. a. von der psychologischen Infrastruktur der Geschichte, d. h. von dem, was schon vorgeprägt ist im deutsch-polnischen Verhältnis. Das ist aus der Sicht der Polen auf uns Deutsche eine negative Prägung. Der anti-deutsche Affekt kommt in Polen immer wieder auf, ja wird als Propaganda zugelassen, wenn man einen äußeren Feind als Begründung für die Schwäche des Systems sucht. Es nützt sich aber allmählich ab, und das gibt uns Hoffnung.

20 Jahre nach dem Briefwechsel der Bischöfe

Die polnische Kirche feierte ihr Millennium, und die deutschen Bischöfe wurden eingeladen, dieses Jubiläum mit-

zufeiern. Diese Geste slawisch-christlicher Gastfreundschaft (den Nachbarn an den Tisch bitten, sich aber vorher mit ihm zu versöhnen) war der Anlaß für diesen Briefwechsel am Ende des Konzils im Jahre 1965. Die polnischen Bischöfe gewährten darin Vergebung und baten um Vergebung. Diese Geste wurde zu einem Politikum. In Polen entstand ein regelrechter Kirchenkampf. Die Kirche wurde übel angegriffen und u. a. als Verräterin nationaler Interessen bezeichnet. Rote Spruchbänder mit „wir vergeben nicht“ tauchten auf, aber die Bischöfe nahmen den Kampf auf. Das System unterlag eigentlich, aber trotzdem war dieser Versöhnungsprozeß die Voraussetzung für den Warschauer Vertrag, da die Normalisierung abhängig ist von einem gewissen Grad der Versöhnung. – Das Positive an dem Antwortschreiben der deutschen Bischöfe war, daß der Versöhnungsgedanke aufgegriffen, daß Unrecht zugegeben und um Vergebung gebeten wurde. Trotzdem war nicht alles so, wie man auf polnischer Seite erhofft hatte. Der Brief war nach deutschen Maßstäben, mit politischen Rücksichtnahmen, diplomatischer und dadurch auch kühler verfaßt. Es ist nicht Sache der deutschen Bischöfe z. B. Grenzen anzuerkennen. In Polen wird so etwas vom Primas erwartet. Die Kirche ist dort der Anwalt der Nation. Man muß eben auch berücksichtigen, daß der Unterschied zwischen der kath. Kirche in der Bundesrepublik und der in Polen weit aus größer ist als etwa der zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche in Deutschland. Die polnische Kirche hat weder die Phase der Reformation, noch die der Aufklärung und die einer säkularisierten Welt so durchlebt wie wir. Deshalb ist die Verständigung nicht so leicht. Sie wird auch durch die Versöhnung nicht leichter; denn dadurch ist man sich näher gekommen und erlebt die Fremdheit, die Andersartigkeit stärker. –

Es gibt in Polen auch immer noch das Bedrohungssyndrom. Vieles wird aus der Perspektive von Auschwitz gesehen. Der Referent brachte dafür eindrucksvolle Beispiele. Das kollektive Bewußtsein ist immer noch negativ gestimmt und ist leider ein Langzeitbewußtsein. Das indi-

viduelle, aktuelle Bewußtsein kann daneben durchaus positiv sein.



Dr. Theo Mechtenberg, Edmund Neudeck während der Diskussion

Dr. Mechtenberg zog dann die Bilanz im Rückblick auf die letzten 40 Jahre. Er sagte: „Die Grundlagen der Versöhnung, der Verständigung sind gelegt. Die politische Lage ist äußerst schwierig. Die Versöhnung muß auf verschiedenen Ebenen weitergehen, auch auf der staatlichen, aber vor allen Dingen auf der gesellschaftlich-nationalen. Probleme wird es immer mehr geben, je näher wir uns kommen. Wir brauchen dazu einen langen Atem und wir brauchen dazu Phantasie.“

Christel Gollmann

Keine europäische Einigung ohne europäische Einheit

Seit 1954 ist Prof. Paulus Lenz-Medoc (mit 4 Ausnahmen) regelmäßiger Teilnehmer und Referent bei unseren Gementreffen. Durch seine Vorträge, seine Diskussionsbeiträge und viele Gespräche hat er in über 30 Jahren den Weg und die Zielrichtung unserer Arbeit in hohem Maße mitbestimmt. Besonders für die Durchführung der Menschenrechte, die Versöhnung mit Polen und die Aufgaben in Europa ist er uns ein ständiger Mahner und Anreger. Auch für das 40. Gementreffen hatten wir ihn gebeten, im Rahmen der Gesamtthematik die europäische Dimension aufzuzeigen, und zwar unter dem Thema: „Kultur und Geschichte als europäischen Besitz erkennen! Chancen einer gemeinsamen Sicht der Geschichte.“

Prof. Lenz-Medoc leitete sein Referat mit der Feststellung ein: „Wir stehen in der europäischen Krisis unserer Zeit. Damit ist gesagt, daß es mehrere europäische Krisen gegeben hat, aber keine übertrifft die unsere.“ Eine der wesentlichen Ursachen für diese Situation sei die Neigung der Menschen, von sich aus Schlüsse auf andere zu ziehen und von den anderen aus auch auf sich selbst, jedoch nicht immer im günstigsten Sinne. Diese Neigung habe im III. Reich letztlich zu der verheerenden „Freund-Feind-Theorie“ geführt. Dahinter stehe die naturhafte, instinktive, unreflektierte Abneigung zwischen den Menschen – vom Volksmund ausgedrückt in dem Wort: „Ich kann den nicht riechen“ –

der Nietzsche in seinem Zarathustra einen „philosophischen Glanz“ gegeben habe, als er schrieb: „Völker können sich nicht riechen.“ Dieses intensive Abwehrgefühl der Menschen gegen das Andere und den Anderen sei eine der Quellen für die Beurteilung der Völker. Es hängt vom Kulturstandpunkt des Menschen ab, wie er auf diese instinktive Haltung reagiert.

Goethe erklärte: „Der nackte Instinkt geziemt dem Menschen nicht.“ Nicht die Natur allein macht den Menschen zum Menschen, sondern die Kultur muß hinzukommen. Er selbst muß von sich aus etwas dazugeben zum Wesen der Pflanzen und Tiere, er muß erkennen, daß er von sich aus mit dem

Gedanken seine Welt ändern kann, ändern muß.

Hier liegen die Ansätze für die Unterscheidung zwischen Kultur und Natur, zugleich auch für die Deutung dessen, was wir „europäische Kultur“ nennen.

Nach dieser Einleitung entwarf dann Prof. Lenz-Medoc in großen Schritten seine Deutung der Entwicklung zur europäischen Kultur, und zwar indem er uns einlud, dem griechischen Philosophen Aristoteles zu folgen: „Man versteht die Dinge am besten, wenn man weiß, wie sie entstanden sind.“

Seinen historischen Überlegungen stellte er die These voraus, daß die europäische Kultur „am Anfang Europas“ stehe. Aus dem Zusammenfließen verschiedener kultureller Ströme entwickelte sich in einem Zeitraum von etwa eineinhalb Jahrtausenden das, was erst nach einem weiteren Jahrtausend zu Beginn der Renaissance „Europa“ genannt wird.

Zu Ende des 1. Jahrtausends v. Chr. gibt es zwischen Orient und Okzident im Ägäischen Meer auf den Inseln und an den Küsten einige Stämme, die sich besonders hervortun. Mit ihnen beginnt die europäische Geschichte. Sie sind Seefahrer und haben den Drang, in die Welt hinauszufahren. Und sie entwickeln im besonderen einen Hang, einen Trieb, der einen ihrer höchsten Werte ausmachen wird: den nach Wissen und Erkenntnis. Daraus entsteht das, was man später als den „griechischen Geist“ bezeichnet.

Wenn Aristoteles später seine Philosophie schreibt, sagt er: „Der Mensch ist ein Wesen, das wissen will, das erkennen will!“ Mit diesem Drang nach Erkenntnis ziehen sie westwärts, nach Italien, nach Rom, nach Paestum, wo die großartigen Tempel aus dem 8. Jh. bis heute Zeugnisse dieses Geistes sind. Griechischer Geist drückt sich also erstmals deutlich im Wissensdrang aus. Dieser äußert sich in der Gabe, gut zu beobachten, zu urteilen, eine Philosophie und eine Wissenschaft aufzubauen, großartige Dichtungen zu ersinnen, die uns noch bis heute erfreuen und erschüttern. Hier liegt der Beginn der europäischen Kultur: das griechische Element – das Wissen – ist der erste wichtige Wert für die europäische Kultur.

Zu diesem griechischen Element – von Prof. Lenz-Medoc „Athen-Element“ genannt – tritt ein weiteres aus dem Raum zwischen Griechenland und Orient, das nicht so stark an ein Volk, an einen Stamm gebunden ist, wie das erste, sondern letztlich nicht

aus dieser Welt kommt: die jüdische Religion. Es ist der Glaube an den einen allmächtigen Gott, an einen offenbaren Gott, der sich selbst ausspricht, der sagt, wer er ist: „Ich bin, der ich bin.“

Dieses jüdische Element – das „Jerusalem-Element“ – ist das zweite, das sich einfügt. Die Menschen im ägäischen Raum übersetzen sehr früh die hebräischen heiligen Texte ins Griechische, und damit vollzieht sich eine merkwürdige Verbindung, die dazu führt, daß wir heute die Worte Christi, die Evangelien, in der griechischen Sprache als „Ursprache“ lesen, nicht in der der Aramäer oder der Hebräer.

Professor
Paulus
Lenz-Medoc



„Wenn die Fülle der Zeit erschienen ist“, wie Paulus sagt, dann sind es die Griechen, die ihre Sprache anbieten für die Überlieferung der Worte Christi. „Gotteswort in Menschenwort“, das ist ein wesentliches Element der europäischen Kultur.

Doch wenn griechischer Geist und jüdisch-christlicher Gottesglaube sich verbinden, stoßen auch Meinungen aufeinander, die sich im Grunde nicht vertragen können. In der griechischen Gesellschaft steht am höchsten der Wissende, der Weise. Darin liegt eine große Gefahr: die Folgerung daraus ist auch, daß der, der die schmutzige Arbeit macht, nicht als vollwertiger Mensch angesehen wird. Die Freien sind nur die Wissenden, wer mit den Händen arbeitet, ist nicht frei, er ist Sklave.

Das führt zum Zusammenprall mit der Lehre Christi. So muß der Grieche sich mit dem Bruder-Gedanken auseinandersetzen und annehmen, daß auch der Sklave Bruder ist. Daraus entsteht jedoch dann die Frage, wer

die harte Arbeit machen soll, wenn es keine Sklaven mehr gibt.

Hier beginnt zwangsläufig die Auseinandersetzung mit der Technik. Technik entsteht erst dann, wenn man sich darum Sorge macht, jemandem Mühe und Arbeit abzunehmen; und so verbindet sich damit zugleich ein sozialer Gedanke. Bisher war beides den Griechen fremd, alles taten ja die Sklaven.

Ein zweites Problem tritt hinzu: der Gedanke an die Technik war den Griechen sehr wohl vertraut im Mythos des Prometheus. Doch der Raub des Feuers – und damit der Griff nach der technischen Macht – wurde von den Göttern grausam bestraft. So wird

auch die Lehre der Christen „Macht euch die Erde untertan“ zum Affront gegen den griechischen Glauben, gegen den Mythos der Götter. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung bedeutet einen wichtigen Schritt in die Entwicklung unserer europäischen Kultur, nämlich die Freigabe des technischen Denkens durch das Christentum. Europa wird so zum Vater der Technik im modernen Sinne, was bedeutet, die Rätsel, die Probleme, die Geheimnisse der Natur zu erschließen und den Menschen dienstbar zu machen, und zwar nicht in der Angst vor Gott, sondern im Auftrage Gottes.

Was nun Griechenland aus der Begegnung mit dem jüdisch-christlichen Gedankengut aufgenommen hat, tragen die Seefahrer in den Mittelmeerraum, in das Römische Reich. Dort wird es eingebunden in das Römische Rechtssystem, das dem „civis romanus“ eine Sonderstellung verleiht, die schon Paulus für sich deutlich reklamierte. Nach Athen und Jerusalem

wird Rom mit seiner Auffassung von der Rechtsstellung des Menschen zur dritten prägenden Kraft in der Entwicklung der europäischen Kultur. Hier entwickelt sich aus der Begegnung von römischen Rechtsdenken mit dem christlichen Gedanken der Gotteskindschaft und Bruderschaft aller Menschen, eine neue Idee von der Würde des Menschen, von seiner Freiheit und Gleichheit vor Gott, die auch keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven mehr dulden darf.

Griechisches Wissen, jüdisch-christlicher Gottesglaube und römisches Recht, diese drei Kulturelemente wirken nun zusammen. Sie werden auf den römischen Straßen zu Lande und zu Wasser in den ersten Jahrhunderten weitergetragen, besonders durch die Missionare. Abgeschlossen ist dieser erste Kreis der europäischen Entwicklung erst dann, wenn das Mittelalter zu Ende geht, wenn durch Karl den Großen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gegründet und durch seine Nachfolger ausgebreitet worden ist, wenn ganz Europa missioniert ist. Die Begriffe „Europa“ oder „europäische Kultur“ gibt es zu dieser Zeit aber noch nicht, man spricht von Abendland und Morgenland. Die europäische Kultur beginnt erst dann, wenn Europa sich dessen bewußt wird, „im Raum und in der Zeit ein Eigenes zu sein“, d. h. wenn Europäer wieder beginnen, über die Wasser zu ziehen und eine neue Welt zu entdecken.

Dadurch werden dann die Grundelemente europäischer Kultur übertragen auf andere Erdteile. Sie finden Eingang in andere Gesellschaftsformen und wirken dort weiter durch die Jahrhunderte bis heute. Auf dem Personwert der christlich-abendländischen Kultur, seiner Bindung an einen transzendenten Gott, auf der Bedeutung von Gotteskindschaft und Bruderschaft basieren wesentliche Entwicklungen der Gesellschafts- und Sozialpolitik bis hinein in die Verfassungen auch vieler außereuropäischer Länder, sowie in die Grundlagen der Menschenrechte.

Wenn dieser Prozeß der Ausbreitung europäischer Kultur über die Grenzen Europas hinaus beginnt, ist diese noch getragen von einer Gesellschaft mit einheitlich christlicher Grundüberzeugung. Es ist ihr besonderes Privilegium, daß in dieser Kultur „Christus mit seiner Verkündigung des Willens des Vaters so einmalig dasteht, wie in keiner anderen.“ Glaube und Wissen sind im Kern in dieser Kultur ganz eng miteinander verbunden.

Jedoch schon Augustinus sagte: „Eigentlich besteht die Weltgeschichte im Wesentlichen aus dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben.“ Wörtlich führte Prof. Lenz-Medoc aus: „Es gibt kein christliches Europa mehr in dem Sinne, daß alle vom Glauben her bis in die gesetzliche Formulierung der Gesellschaft dieselbe Überzeugung hätten. Es gibt es nicht mehr, seitdem die Gesellschaft sich säkularisiert hat und ein Großteil der Menschen nein zu Christus sagt. Die alte europäische Form ist zerbrochen, sie ist endgültig und deutlich im 2. Weltkrieg, im totalen Krieg, zerbrochen. Doch das ist nicht über Nacht gekommen, es hat sich entwickelt.“

Der Prozeß beginnt schon in der Renaissance, als die griechische Antike wiederentdeckt wird, nun aber unter heidnischen Vorzeichen. „Apollo trägt den Kopf auf den Schultern“, sagt der Danziger Philosoph Schopenhauer, und er meint damit den antiken noch nicht durch die Begegnung mit dem Christentum veränderten griechischen Geist. Daneben gibt es aber auch Thomas Morus, der seinen Kopf für die europäisch-christliche Ordnung auf das Schafott legt.

Dennoch geht der Prozeß des Verfalls weiter, indem sich immer mehr Teile der europäischen Überzeugungen, des griechisch-jüdisch-christlich-römischen Gedankens trennen, sich verabsolutieren in Überhöhung, Übertreibung, Verselbständigung: so durch Verabsolutierung von Nation und Staat, durch Loslösung der Kultur, Trennung von Philosophie und Wissenschaft, Wandel der Moral. Auch in der Kirche folgt ein Schisma dem anderen, spaltet sich endlich die Christenheit.

Die Entwicklung geht weiter bis in die Neuzeit, die die Säkularisierung vollständig vollzieht und sich binnen ca. 200 Jahren total vom Christentum absetzt. Nun trennt sich ein Kulturelement vom anderen, und der Weg führt über Absolutismus und Nationalismus zur absoluten Gewaltherrschaft im totalen Staat, in dem Hitler ein Bild vom Menschen entwirft, das man nur als „verstümmelt“ bezeichnen kann. „Nun zerfleischt sich Europa auf den Schlachtfeldern mit den Mitteln seiner Erfindungen und gibt sich mit den neuesten Waffen die Möglichkeit, den Erdball selbst zu sprengen.“

Hier stehen wir nun heute und müssen uns fragen, wo unsere europäischen Aufgaben für die Zukunft sind. Oberstes Gebot ist eine Neubesinnung auf und Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten, aber auch dem Tren-

nenden in unserer europäischen Geschichte zwischen den Völkern Europas. Das betrifft auch unser Verhältnis zu den osteuropäischen Völkern. Wir können das in unserer modernen Sprache nur über die Menschenrechte tun, wie sie am 10.12.1948 in der Sorbonne in Paris ausgerufen wurden, und in denen es heißt, daß jedes Menschen Würde unantastbar und unverletzlich ist.

Der Weg, um zu den Gemeinsamkeiten vorzustoßen, ist hart und weit, denn wir müssen viel Schutt beiseite räumen, besonders den der beiden Weltkriege, einschließlich der europäischen Vorgeschichte, die sich nicht nur im Nationalsozialismus findet, sondern auch im italienischen Militärfaschismus und auch in vergleichbaren Bewegungen in Polen unter Pilsutzki, aber auch weit ins 19. Jh. zurückreicht.

Wir müssen unter den Völkern Europas darüber sprechen, miteinander darum ringen und wieder die Wurzeln unserer gemeinsamen Geschichte suchen und freilegen. Die dafür notwendige Auseinandersetzung in Wahrhaftigkeit muß möglich sein.

„Wenn wir beides, den Geist und die harte ungeschminkte Wirklichkeit auf uns wirken lassen, wenn wir es als Auftrag des Geistes – des Heiligen Geistes, den Papst Johannes II. in seiner letzten Enzyklika uns gezeigt hat – sehen, dann werden wir erkennen, daß durch das jüdisch-christliche Element in der europäischen Kultur uns ein Modell gegeben ist, wie Menschengestalt den Gottesgeist aufnehmen kann und soll. Wir sehen aber auch, wie das Wirken des Gottesgeistes vorbereitet werden kann durch Menschengestalt für die Wirkung in die Zeit hinein. Wir müssen dann nicht verzweifeln, sondern können ungeschminkt die volle Wahrheit sagen, aber dann werden wir auch die Kraft haben, das wesentlichste christliche Element, nämlich die Liebe, hineinzutragen in unsere Arbeit“, sagte Prof. Lenz-Medoc.

Europa werde so lange leben, wie es Europäer gibt, die aus diesem Geiste europäischen Bewußtseins europäisch denken und leben. „Dann müssen die anderen Völker keine Angst mehr vor der Hegemonisierung und Kolonisierung haben, sondern werden erkennen, daß dort ein von Gott bevorzugter Erdteil kulturelle Elemente geschenkt bekommen hat, an denen alle anderen teilhaben können in voller Freiheit und in Großzügigkeit.“

G. Nitschke

Vertrauen auf den Geist der Erneuerung – Glaube als tragende Kraft der Versöhnung

(Gekürzte Widergabe des Festreferats von Konsistorialrat Johannes Goedeke)

Versöhnung ist nicht eine Vokabel, die wir am Rand unsers Christseins ansiedeln können. Das Versöhntsein ist Herzstück unseres Glaubens und des Lebens mit Christus. So wissen wir uns als Christen in besonderer Weise berufen, unsere sittlichen Kräfte für Versöhnung und Frieden einzusetzen. Aber das gründet auf einem Geschehen, das von oben, von Gott her bereits gnadenhaft an uns vollzogen ist. Durch die Taufe sind wir eingliedert in den lebendigen Christus als durch IHN mit Gott Versöhnte. Deshalb kann Paulus sagen (2. Kor. 5,17): „Wenn jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.

Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt hat und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat.“

Nun mahnt der Apostel gleich darauf die bereits getauften, „versöhnten“ Christen von Korinth: „Wir bitten euch an Christi Statt, laßt euch mit Gott versöhnen!“ Damit wird für unser eigenes Christsein etwas Entscheidendes deutlich: Die Gnadengabe der Versöhnung mit Gott ist uns nicht gegeben wie eine festverschnürte Geschenkpackung, die wir in die Schublade schieben können. Nein, die Gabe des Glaubens ist eine Aufgabe für das ganze Leben. „Laßt euch mit Gott versöhnen!“, d.h.: Laßt die neue Schöpfungsordnung, in die ihr gnadenhaft hineingehoben seid, immer tiefer und inniger eure Lebenswirklichkeit werden. – Versöhnung soll sich also immer mehr in unserm Leben entfalten.

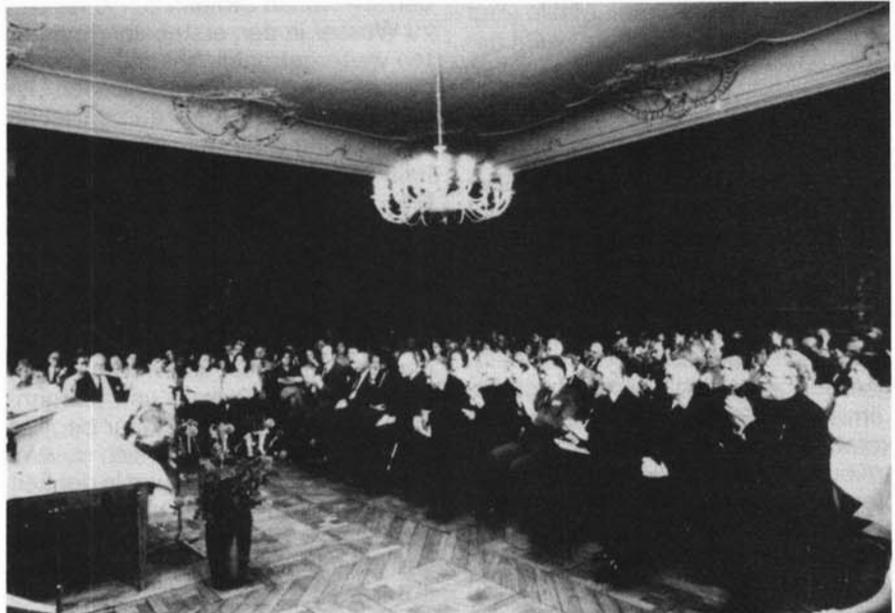
Aus dem Versöhntsein mit Gott ergibt sich in der Verkündigung des Neuen Testaments untrennbar das andere, was in ganz besonderer Weise aufgegeben ist, die Versöhnung untereinander.

In der jungen Christenheit trat allenthalben die fast unüberbrückbare Spannung zutage zwischen denen, die aus dem Judentum und denen, die aus dem Heidentum zum Glauben gekommen waren. Da schreibt Paulus an die Gemeinde zu Ephesus, die überwiegend aus Heidenchristen bestand (Eph. 2,13): „Jetzt aber seid ihr, die ihr einst in der Ferne wart, durch Christus Jesus in die Nähe gekommen. Denn Er ist unser Friede. Er vereinigte die beiden Teile (Juden und Heiden) und riß durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder ... Er stiftete Frieden und versöhnte die beiden durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib ... Er kam und verkündete den Frieden: euch, den Fernen und uns, den Nahen. Durch Ihn haben wir beide durch den einen Geist Zugang zum Vater.“ –

Diesen Grundgedanken, daß die verschiedenen Menschengruppen in Christus zu einer neuen Einheit ge-

worden sind, finden wir bei Paulus immer wieder. So dürfen wir festhalten: Einssein in Christus bedeutet per se Einssein der Christen untereinander, Versöhntsein mit Gott zugleich Versöhntsein untereinander. Das eine schließt das andere ein. Umgekehrt ergibt sich: Unversöhnlichkeit untereinander schließt Versöhntsein mit Gott aus. Es gibt also kein Christsein ohne das Versöhntsein mit Gott und untereinander.

Nun mögen Sie mir einwenden: Unsere Lebenswirklichkeit ist doch weit davon entfernt. Und da haben Sie recht. Wir sind hineingeboren und haben uns hineingelebt in eine Welt, die auch nach 2000 Jahren Christentum geprägt ist vom Geist „dieser Welt“ und sehr wenig vom Heiligen Geist. Auch wir Christen lassen uns nur ungern



Festliche Stunde

ergreifen von der Wirkkraft des Heiligen Geistes. Wir beten zwar: „Komm, Schöpfer Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen“, aber tun wir es nicht oft mit dem stillen Vorbehalt: Komm mir bitte nicht allzu nahe! – Das könnte unabsehbare Konsequenzen haben. Wenn ich mich ganz auf dich einlasse, dann willst du, daß ich für dich durchlässig werde auch auf andere hin. – Wir sind gewohnt zu beten: „Sende aus deinen Geist, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern!“ Erwarten wir da nicht, zumindest unbewußt, daß dieser Heilige Geist doch irgendwie über unsere Köpfe hinweg wirksam werden möchte und das Angesicht der Erde – bitteschön – so erneuern möge, daß dabei die friedvolle Frömmigkeit nicht gestört werde und vor allem die gewohnte Ordnung und Geruhsamkeit gesichert bleiben mögen.

Heiliger Geist, der bewirkt, daß wir „neue Schöpfung“ werden, wirkt niemals über die Köpfe hinweg. Er möchte in den Gliedern Christi wirken. Er, der neues Leben schafft, drängt zugleich zu immer neuer Verlebendigung und Entfaltung dieser neuen Schöpfung in uns. Alles

statisch Festgefahrene, Verhärtete, Unbewegliche, Selbstgenügsame, In-Sich-Verschlossene entspricht nicht der vom Geiste Gottes gewirkten Neuen Schöpfung. Menschen, die „in Christus“ sind oder sein wollen, müssen sich auf den Weg eines ständigen Neuwerdens, einer ständigen Erneuerung führen lassen, Erneuerung auch, wenn es um den Weg der Versöhnung geht.

An diesem Punkt wird es für uns heimatvertriebene Christen besonders aktuell. Was uns menschlich widerfahren ist, ist geeignet, Verbitterung, Haß und Feindschaft zu nähren. Menschen, die ausschließlich vom Geist – oder besser gesagt: vom Ungeist – „dieser Welt“ besessen sind, können es gar nicht glauben, daß es uns wirklich ernst ist mit der Bereitschaft zu ehrlicher Versöhnung. Für sie, die mit Worten wie „Frieden“ und „Freiheit“ ständig Etikettenschwindel treiben, müssen wir wohl Revanchisten sein. Aber gerade hier müssen wir Christen aus der Vertreibung glaubwürdig sein. Natürlich schmerzt es uns sehr, wenn nach so vielen aufrichtigen Bekundungen des Versöhnungswillens nicht nur im politischen Bereich, sondern auch im kirchlichen wieder recht schrille Mißtöne zu verzeichnen sind, die geeignet wären, Versöhnungsbereitschaft in Frage zu stellen. Da dürfen wir als heimatvertriebene Christen uns nicht beirren lassen in dem Werk der Versöhnung, das uns aufgegeben ist. Im Gegenteil: Wenn aus der Verflochtenheit in sehr weltlichen Positionen, aus der – wie die Erfahrung lehrt – auch kirchliche Würdenträger sich nicht leicht befreien können, Verlautbarungen kommen, die mit einem andern Geist befrachtet sind als dem der „Neuen Schöpfung“, dann müssen wir uns bewußt bleiben, daß die Kategorie, in die Christus der Herr uns hineingestellt hat, letztlich eine Größe der Endzeit ist, die in unserer harten Erdenwirklichkeit noch niemals lupenrein in Erscheinung tritt, daß wir aber berufen sind, unser Christsein in dieser Zielrichtung einzubringen.

Warum ich uns heimatvertriebenen Katholiken diese Berufung in besonderem Maß zuordnen möchte, das möchte ich aus einem Grundgedanken des zweiten Vatikanischen Konzils begründen.

In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche wird besonders entfaltet das Bild der Kirche als Volk Gottes auf dem Pilgerweg durch diese Welt hin zum ewigen Ziel. Damit soll herausgestellt werden, daß wir als Glieder der Kirche zunächst den Erdenweg Christi nach- und mitzugehen haben. Dadurch soll besonders geklärt werden, daß Kirche keine starre Einrichtung und schon gar nicht ein schon vollendetes triumphales Gebäude ist. Da heißt es: „Wie Christus das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung vollbrachte, so ist auch die Kirche berufen, den gleichen Weg einzuschlagen ... Sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung ...“ (Kap. 1, 8) Ferner: „Auf ihrem Weg durch Prüfungen und Trübsal wird die Kirche durch die Gnade Gottes gestärkt, damit sie unter der Wirksamkeit des Heiligen Geistes nicht aufhöre, sich selbst zu erneuern ...“ (Kap. 2).

Warum dürfen wir heimatvertriebenen Christen uns von diesen Texten besonders angesprochen fühlen?

Man hat uns doch bei der Vertreibung buchstäblich auf die Straße geworfen. Diejenigen, die unmittelbar betroffen waren, können das nicht vergessen. Sie wissen wohl, daß dies alles in einem unentwirrbaren Geflecht von Verbrechen, Schuld und Sünde verwoben war, aus dem sie selbst sich nicht immer heraushalten oder lösen konnten. Sie wissen aber auch, daß ein Unrecht nicht dadurch gutgemacht werden kann, wenn neues Unrecht verübt

wird. Die Heimatvertriebenen fühlen sich als Opfer dieses neuen Unrechts. Natürlicherweise schafft erlittenes Unrecht Verbitterung, Abweisung, Haß und Feindseligkeit. – Diese für viele unüberwindliche Mauer können, ja müssen wir Christen durchbrechen. Wir können es in dem Geist, der in uns „Neue Schöpfung“ wirkt. In diesem Geist können wir uns schwer erkennen, daß die Straße, auf die man uns geworfen hat, ein Stück des Pilgerweges Jesu Christi ist, auf den wir als seine Glieder nach Gottes Ratschluß gestellt worden sind. Und da ist es ein gewaltiger Unterschied, als was man sich selbst betrachtet: Ob auf die Straße geworfen oder auf einen Weg gestellt.

Im Glauben sollten wir heute nach über 40 Jahren erkennen, daß Gott uns nicht auf die Straße geworfen hat. Er hat uns auf den Weg seines Sohnes gestellt. Und wir dürfen vertrauen, daß Gottes Wege niemals ziellos sind, und daß der Weg Jesu Christi gerade dann, wenn er Kreuzweg ist, zugleich Heilsweg ist.

Wenn wir jetzt gläubig zurückschauen, dann erkennen wir, daß der Weg, auf den Gott uns gestellt hat, noch nicht zu Ende ist, – daß dort, wo wir einmal hergekommen sind, noch einiges auf uns wartet, dort gilt es noch, viele Feste zu feiern, ja, Feste der Versöhnung. Ich erinnere an das Gleichnis vom barmherzigen Vater. Für den Sohn, der immer daheimgeblieben war, hatte es nie Anlaß gegeben, ein Fest zu feiern. Ein Fest wurde gefeiert, als der andere, der lange unterwegs gewesen war, ins Vaterhaus zurückkehrte.

Die meisten von uns sind inzwischen schon wieder in der alten Heimat gewesen. Vieles ist uns anders, ja fremd geworden. Aber überall haben wir Menschen gefunden: Die wenigen, die schon früher dagewesen sind, die vielen, die zugewandert sind, und nicht wenige von diesen, die gleich uns aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden sind. Manche waren anfänglich verunsichert, weil sie richtig empfanden: Hier sind Menschen, die einen Anspruch geltend machen können. – Sie durften erfahren, daß wir gekommen waren, um ihnen die Hand zu reichen. Oft mußten dabei um der Wahrheit willen Sachverhalte zurechtgerückt und Fakten zur Sprache gebracht werden, die geeignet wären, Verstimmung, ja Feindseligkeit zu wecken. Aber haben wir nicht meist die Erfahrung gemacht, daß aus dem gemeinsamen Glauben versöhnte Gemeinschaft erwuchs? – Und war das nicht jedesmal ein Fest?

Es würde zu weit führen, wollte ich jetzt auf die verschiedenen Aktionen eingehen (Paketaktionen, Lebensmitteltransporte, die neue Orgel in der Marienkirche u.s.w.). Versöhnung auch über Konfessionsgrenzen hinweg! Sind das nicht alles Feste der Versöhnung? – Dem großen Versöhnungsfest, das als Vision des ersten Gementreffens 1947 proklamiert worden ist, fehlen leider die Rahmenbedingungen („daß Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen“). Das Zusammenleben und -wohnen werden wir Älteren wohl nicht mehr erleben. Aber ist es nicht ermutigend zu erleben, daß da, wo den Älteren der Pilgerstab aus der Hand fällt, sich die Jungen vom Geist des Friedens und der Versöhnung ergreifen lassen und ihrerseits den Pilgerweg beschreiten, auf den der Herr uns gestellt hat? – Möge auch ihnen der Glaube ein tragfähiger Boden sein, auf dem die noch jüngeren Füße vertrauensvoll ausschreiten können. – Bedenken wir bei allem: Versöhnung ist nie perfekt und fertig. Sie gehört als Dauerauftrag zum Wesen unsers Christseins. Aber vertrauen wir: Wenn wir den Heiligen Geist nicht als Taube über den Altären schweben lassen, sondern uns für sein Wirken offenhalten, dann hält ER uns auf dem Weg.

Was ist aus dem „Anfang“ geworden?

– Ein Rückblick –

Vor fünfzehn Jahren schrieb ich im Heimatbrief einen Artikel, der die Fragen zu beantworten suchte: „Wie kam es zu Gemen?“ und „Wie sah der Anfang aus?“ Heute stellt man mir die Frage: „Was ist aus dem Anfang geworden?“ Diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten, wie die ersten Fragen, denn einmal handelt es sich bei der Beantwortung der heutigen Fragen immerhin um einen Zeitraum von 40 Jahren. Und bei der ersten Fragestellung handelte es sich um das Ereignis weniger Tage. Ich hoffe, daß man von mir nicht erwartet, daß ich hier eine historische Analyse der vierzigjährigen Geschichte der Danziger Gementreffen vortrage. Da wäre ich überfordert; denn ich habe nicht an allen Jahresbegegnungen persönlich teilgenommen und kenne auch nicht alle Einzelheiten der Entwicklung. Deswegen hoffe ich, daß mir erlaubt wird, etwas pauschalisierend einige herausragende Aspekte zu zeichnen.

Das erste Treffen war gekennzeichnet durch zwei Tatsachen: Erstens durch die Zusammensetzung der Teilnehmer. Es waren fast 95 % Jugendliche, die nach Gemen gekommen waren.

Zweitens stand das Treffen ganz im Lichte des frohen Wiedersehens – nach allen zum Teil schrecklichen Ereignissen beim Untergang unserer Heimatstadt, bei Flucht und Vertreibung, bei der Suche, neuen Boden zu finden und irgendwo Fuß zu fassen. Alle kamen aus einer elenden Umgebung und alle freuten sich, trotz allem nicht untergegangen zu sein.

Des Erzählens war kein Ende! „Weißt du noch?“ Wiedersehen und Begegnung. Diese Begegnung von damals haben die Teilnehmer am besten in der Erinnerung behalten. Dieser, ich möchte sagen, vitale Bezug von Mensch zu Mensch ist auch mir aus dieser Begegnung am stärksten in Erinnerung geblieben. Wir brauchten kein Programm, wir brauchten nichts zu bieten, und wir wollten nichts geboten bekommen. Wir wollten leben als junge Christen – im Singen, Erzählen, Tanzen, Beten. Gott, war das schön! Das wiederholte sich so einige Jahre. Die Spontanität des Anfangs wurde etwas müde. Man konnte sich ja auch nicht immer dasselbe erzählen. Wiedersehen kann man nicht wahllos immer wiederholen. Es kamen Jüngere, es gingen Ältere ...

Allerdings muß man feststellen, daß schon beim allerersten Mal von den

Jungen und Mädchen und auch von den wenigen Älteren, die dabei waren – darunter auch manche Geistliche, die damals ja noch „unverschämt jung“ waren – Gedanken ausgesprochen wurden, die Fragen des reifen Lebens berührten. Es waren soziale Fragen, religiöse Fragen und sogar politische Fragen, die gestellt und besprochen wurden. Nicht in Form von Vorträgen und angehängten Diskussionen, nein, das waren richtige „Rundgespräche“. Jeder trug aus seiner Erfahrung das Seinige bei. Manch köstliches Gespräch aus den ersten Jahren ist mir noch gut in Erinnerung. Das war ja auch die Zeit, in der unser Volk neue Wege zur eigenen politischen, sozialen und religiösen Position suchte!

Nach einigen Jahren begann man das Gementreffen systematisch durch programmatische Vorgespräche im „kleinen Kreis“ vorzubereiten. Die „Programmarchitekten“ gingen ans Werk. Aber die geistige und geistliche Linie blieb kontinuierlich erhalten. Die Gementreffen der Danziger fanden zu einer eigenen Identität. Es stabilisierte sich auch eine Gemeinschaft bestimmter Gemeinfahrer. Deswegen brauchte man auch bald ein festes organisatorisches Korsett. Zunächst versuchte man ein soziales Hilfswerk (Sozialwerk St. Adalbert) zu entwickeln, dann erhielt dies durch persönliche Opfer geformte Werk mehr und mehr kulturelle und pädagogische Akzente. Bildung wurde zu einem Schlüsselwort der Jahrestreffen.

Eine neue Generation wuchs nach, die ersten Ehen wurden geschlossen, die ersten Kinder wurden mitgebracht. Die Tagung wurde alljährlich zu einem Stück neuer Heimat.

Das Adalbertus-Werk, Bildungswerk der Danziger Katholiken, wurde vereinsrechtlich aus der Taufe gehoben. Die Adalbertus-Jugend wurde daneben eine selbständige Einheit, die nie Anhängsel der Alten war und dennoch in starker Verflechtung zum Adalbertus-Werk stand und arbeitete.

Die Thematik der Gementreffen kreist immer um den gleichen Grundgedanken, nämlich, in Verbindung von Kirche und Glauben einerseits und von Staat und Gesellschaft andererseits, die Heimat zu bewahren, die kulturellen Elemente zu pflegen und politisch ins Spiel zu bringen – nicht im Sinne von „Revanchismus“, sondern im Sinne von Aussöhnung und friedlichem Aufeinanderzugehen der Deutschen und Polen. Die geistige Arbeit der Gementreffen ist nicht in erster Linie auf die Vergangenheit bezogen, sondern vielmehr auf Zukunft hin. Deswegen fühlen sich auch immer wieder junge Menschen angesprochen, die selbst gar nicht in Danzig geboren wurden, aber daran mitarbeiten wollen, daß ein offenes Verhältnis zwischen Deutschen und Polen auf der Grundlage von Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe entsteht.

Das ist eine Aufgabe, die im Prinzip schon beim ersten Treffen vor 40 Jahren sichtbar wurde, die alle Jahre hindurch klarer herausgestellt wurde und die noch lange die Gemeinschaft der Danziger Katholiken in der Vertreibung beschäftigen wird. Diese Gemein-Arbeit, die konsequent und kontinuierlich entwickelt worden ist, trägt keine spektakulären Züge an sich, ist keine Sache, die politisch – quantitativ ins Gewicht fällt, die aber still und behutsam, vor allem in sehr intensiver Arbeit an die Wurzeln unserer Existenz heranführt. Deswegen mögen die, die sich Gemen verbunden fühlen, diese Arbeit nicht missen. Sie kommen immer wieder. Möge es so bleiben!

Prälat Prof. Dr. Wothe



1949 – Hl. Messe im Burghof mit Dr. Franz-Josef Wothe

Mit Tradition in die Zukunft

Das ist der Titel einer Ausstellung, die anlässlich des 40. Gementreffens im Weißen Saal der Jugendburg dargeboten wurde.

Was war der Zweck und warum unterzog man sich der Mühe, eine solche Ausstellung mit so außerordentlichen Kosten und Anstrengungen an Zeit und Planung zu erstellen?

Es sprachen mehrere Gründe dafür:

1. Wir meinten, wir seien es uns schuldig, die Arbeit, die wir in den letzten vierzig Jahren geleistet haben, darzustellen.

2. Auch wenn wir eine kleine Gemeinschaft sind, so wollten wir unser Licht nicht unter den eigenen Scheffel stellen.

3. Es galt ein langjähriges Versprechen zu erfüllen, das anlässlich der Ausstellung zum 10. Gementreffen gemacht wurde. Die damalige Ausstellung trug den Titel:

Treu zu Christus – in Liebe zur Heimat:

Sie war ein großer Erfolg. Die Ausstellungsmacher von damals, Winfried Derow und Adalbert Sprint, hatten Jochen Behnke versprochen, zu einem späteren „Jubiläumstreffen“ wieder eine Ausstellung zu starten. Sie erinnerten sich nun dieses Versprechens und nahmen die erneute Herausforderung zu solch schwierigem Unterfangen zum 40. Gementreffen 1986 an.

Die gedankliche Vorarbeit begann schon anderthalb Jahre vor dem Termin Juli 1986. Jeder machte so seine Überlegungen, trug seine Erfahrungen und Erinnerungen zusammen, und dann liefen die Drähte heiß, Telefon hin, Telefon her! Man lebt ja nicht eng beisammen, hat große Entfernungen zu überbrücken – und was an Mißverständnissen aus solchen Situationen entstehen kann! Ein mühseliges Unterfangen!

Anlässlich der Frühjahrstagung in München war der Entwurf soweit gediehen, daß er dem 1. Vorsitzenden, Herrn Edmund Neudeck, vorgezeigt werden konnte. Im Mai trafen sich die Beteiligten bei Herrn Nitschke in Düsseldorf, um Inhalte abzuklären, technische Belange zur Lösung zu führen und Bildmaterial zusammen zu tragen. Zweieinhalb Tage intensivster Arbeit waren erforderlich, um in München weiter an die Arbeit gehen zu können.

Im Juni war Adalbert Sprint dann in München. Hier wurde noch einmal der Entwurf besprochen, die Thematik endgültig in der Reihenfolge festgelegt, das gesamte Bild- und Filmmaterial gesichtet und thematisch aussortiert und das notwendige Material für die Produktion eingekauft und vorbereitet. Dann kam Paul Karczinski angereist mit Vergrößerungsgerät und Zubehör, sein Sohn Christoph mit Schalen und Lampen und anderem Dunkelkammermaterial. Und Ende Juni ging es los!

Fast sechs Tage nahmen die Vergrößerungsarbeiten in Anspruch, denn alle Schwarzweißfotos wollten wir selber vergrößern. Und auch alle Schwarzweiß-Reproduktionen haben wir im eigenen provisorischen Kellerlabor selbst gemacht.

So war dann alles bereit, als wir zum Wochenende vor dem Gementreffen uns zum ersten Teil der Gestaltungsaktion in Bad Salzuflen einfanden.

Eine besonders wertvolle Hilfe wurde uns zu Teil in der Schwester von Adalbert Sprint, die alle von uns festgelegten Graphiken gestaltete und mit viel Schwung und

Können die Schriften aus dem Handgelenk nur so hinzauberte. Sie hat einen besonderen Anteil an der Gestaltung der Ausstellung, und ihr sei an dieser Stelle auch besonders gedankt.

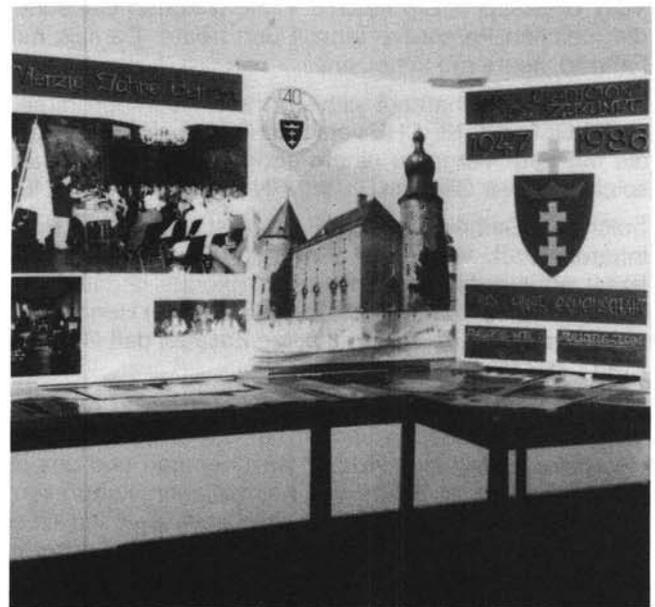
So konnten wir die erste Hälfte der Ausstellungsplatten noch in Bad Salzuflen fertigstellen. Die zweite Hälfte wurde dann am Montag in Gemen in Angriff genommen, mit Hilfe und Unterstützung von einigen Freunden. Allen die am Zustandekommen dieser Ausstellung mitgewirkt haben, sei hier von den Initiatoren ein herzlicher Dank ausgesprochen.

So konnte dann am Donnerstag, dem 24. Juli, die Ausstellung eröffnet werden.

Ihr Titel lautet vollständig:

Mit Tradition in die Zukunft

Wege einer Gemeinschaft – 1947 bis 1986
adalbertuswerk e.V. adalbertusjugend



Anlaß waren vierzig Treffen einer katholischen Vertriebenengemeinschaft auf der uns vertrauten und zur zweiten Heimat gewordenen Jugendburg Gemen. Ausdrücken sollte diese Ausstellung die Entwicklung einer Gemeinschaft an Hand von dokumentarischem Bildmaterial, aus dem der Weg dieser Gemeinschaft von damals bis heute ersichtlich ist. Die Bilder sollten für sich sprechen, Texte wurden nur selten hinzugenommen. Hinzukam jedoch – auf Tischen ausgelegt – eine Fülle von Dokumentar-Material, u. a. eine lückenlose Folge aller Gementreffen-Einladungen und -Berichte, sowie die von unseren Gemeinschaften herausgegebenen Bücher und Arbeitsmaterialien. In der chronologischen Reihenfolge der 24 Bildtafeln wird sichtbar der Weg der Menschen in unserer Gemeinschaft, die ihre Heimat nach dem Ende des 2. Weltkrieges verlassen mußten.

Der Titel, als Tryptichon gestaltet, geht von zwei Grundlagen aus, die zur Gründung der Danziger Katholischen Jugend geführt und die unsere Arbeit seitdem getragen haben:

Die Liebe zur Heimat und die Treue zu Christus.

Das BISTUM DANZIG ist und bleibt für uns Vertriebene verbunden mit dem Oliva-Emblem, dem Siegel des Bistum und der Apostolischen Visitatoren, unter denen die beiden Danziger Bischöfe und die beiden Administratoren zu sehen sind.

Die Danzig-Tafel zeigt neben dem Wappen viermal ein Bild aus der gleichen Sicht auf die Langgasse aus den Jahren 1830, 1930, 1945, 1978. So soll sich der Faden von der Herkunft über die Zerstörung und Krieg bis in unsere Zeit hinüberziehen.

Schon vor Ende des furchtbaren letzten Krieges wurde die LAST DER GESCHICHTE spürbar, hier ausgedrückt in dem zerbrochenen Hakenkreuz, umrahmt von Fotos, die Pimpfe beim Schaufeln von Schützengräben zeigen, Kriegsgefangene und Entlassene, Jalta und Potsdam, Vertreibung und Entnazifizierung, die vier Zonen, Reeducation und was sonst noch so durchlebt und durchlitten werden mußte bis zur Gründung der Bundesrepublik. Und wir Älteren waren bei dem ganzen Schlamassel noch dabei.

Die Davongekommenen gründeten die erste Gemeinschaft, die DANZIGER KATHOLISCHE JUGEND.

Den Brückenschlag zur Gegenwart bilden die Bilder VON DAMALS ... BIS HEUTE – die gleichen Gebäude, die gleichen Personen damals und heute. Damals mit Fahrrad, heute mit Limousine.

Diese Gemeinschaft hat sich seit ihrem Bestehen immer als PILGERNDE KIRCHE verstanden, d. h. als Menschen, die auf dem Wege zu einem endgültigen Ziel sind, als solche sind wir Glied im BISTUM IN DER VERTREIBUNG.

Solch eine Gemeinschaft muß gespeist werden von einer inneren Kraft, von einer Sendung, die auch das Volk Israel erfüllte, als es den großen Exodus begann. Die Mitte sind die Gottesdienste, die Mitte ist der Herr selbst, sein Verbleiben bei uns und seine Zusage, daß Gott die Kraft hat, Menschen zu retten.

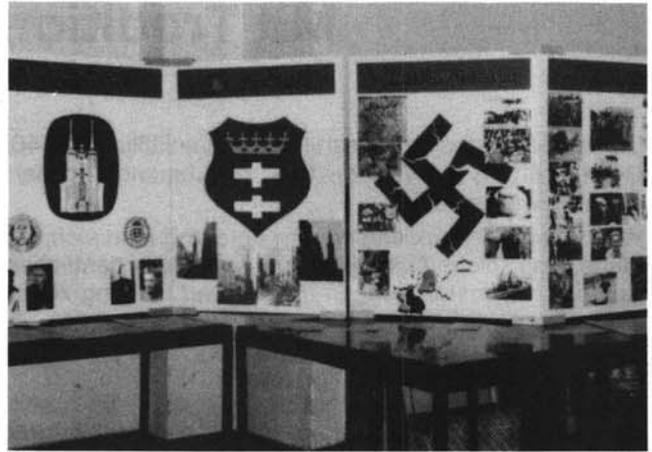
Dieser Weg hat uns nicht resignierend nur in die Vergangenheit schauen lassen, er hat uns angespornt, die Herausforderung im „Exodus“ anzunehmen und uns in der Gegenwart ganz neu den heimatlichen, kulturellen, musischen, gesellschaftspolitischen und religiösen Werten zu öffnen. Die BILDUNGSARBEIT war eines unserer ganz großen Anliegen.

Als Gemeinschaft gingen wir diesen Weg ohne anzuklagen und zu verurteilen, VERSÖHNUNG UND FÜRBITTE waren uns eigen und wurden von uns immer wieder Gott und unserem polnischen Nachbarvolk vorgetragen.

Wie kann es eindringlicher und glaubwürdiger dargestellt werden, als in dem Text unserer Botschaft an die Jugend Polens um Versöhnung auf dem ersten Gementreffen 1947, als in Bildern von Fürbittgottesdiensten und Lichterprozessionen und einer Dorotheenfeier in München mit dem jetzigen Danziger Weihbischof.

Dabei haben wir unsere Heimat nicht vergessen können, wir haben sie nie aus unserem Herzen und aus unseren Augen verloren. Die RÜCKBINDUNG AN DIE HEIMAT hat uns immer bewegt. Sie zeigt sich auch in den Reisen, durch die wir und unsere Kinder heute die Heimat wieder erleben und kennenlernen können, zeigt sich in den großen Paketaktionen für unsere polnischen Freunde, zeigt sich in der einmaligen Spendenaktion für die Orgel von St. Marien und vor allem in den ungezählten Einzelbeziehungen, die wir haben aufbauen können.

Fast wie ein neues Oliva, ja, wie ein neues Stück Heimat, wie ein neues Erleben von Kirche als ein „Zu Hause“,



steht vor uns die Jugendburg Gemen. Alleine diese beiden Wörter sprechen mehr aus, als wir es je ausdrücken und in Bildern fassen können, die Gemen-Tafel vermittelt dies. Ein Großfoto von der Jugendburg fängt unseren Blick ein, der geht dann unwillkürlich zur linken Seite einem Foto vom Rittersaal über und läßt uns dann vor der Tafel mit den Themen aller vierzig Gementreffen verweilen. Diese zeigt wirklich: GEMEN ALS AUSDRUCK DES WILLENS UNSERER GEMEINSCHAFT.

Viele, sehr viele Menschen haben diesen Willen geprägt, es waren die KÖPFE DER GEMEINSCHAFT mit viel Mut, Energie, Phantasie und Liebe zu dem uns anvertrauten Erbe, sie haben der Gemeinschaft gedient. Einige von ihnen sind nicht mehr unter uns, sie haben das Ziel ihres Lebens, die Vollendung, erreicht, wir werden sie nicht vergessen. Denen, die zurückbleiben und noch heute um ihre Verantwortung wissen, bleibt die Aufgabe, Menschen in der Vertreibung zu sammeln, zu stärken und auf dem Wege weiterzuführen, unsere REGIONALARBEIT symbolisiert die Aktivitäten in der gesamten Bundesrepublik einschließlich Berlins.

Aber wir stehen nicht allein, mit uns pilgern viele Vertriebenengemeinschaften. NETZWERK ist der Titel einer weiteren Tafel. Auf dieser wird die Zusammenarbeit mit den übrigen Verbänden, Organisationen und Behörden in der Vertriebenenarbeit dargestellt.

Die ADALBERTUSJUGEND hat auf einer eigenen, selbstgestalteten Tafel sich dargestellt mit ihrer Arbeit, ihrer Aktivität, mit ihren Treffen.

DIE DRITTE GENERATION, das sind die Kinder der Kinder, die einst die Heimat verlassen mußten. Ihre Tafel berichtet von den Programmen, die wir mit unseren Kleinen gemacht haben. – Und sie zeigt auch, wie die jetzt Großen auch mal so kleinwaren und da mitgemacht haben. Arbeit für die dritte Generation, das gibt es bei uns schon länger!

Am Ende der Ausstellung dann die herrlichen Bilder auf der Tafel FEIER – FROHSINN – TANZ; ein heiterer Ausklang in der Bildergeschichte vom Leben der Gemeinschaft Danziger Katholiken in der Vertreibung.

So war ein weiter Bogen zu spannen von Krieg und Vertreibung zum Wiederfinden – von der Gründung der Gemeinschaft und der Sehnsucht nach der Heimat – bis zur Selbstüberwindung der Mitglieder und ihrem ersten Manifest zu Versöhnung und Fürbitte.

Vierzig Jahre Weltgeschichte spiegelt sich in vierzig Jahren Geschichte dieser Gemeinschaft wider und wir spiegeln uns in beiden.

Adalbert Sprint, Winfried Derow

Betende Gemeinschaft

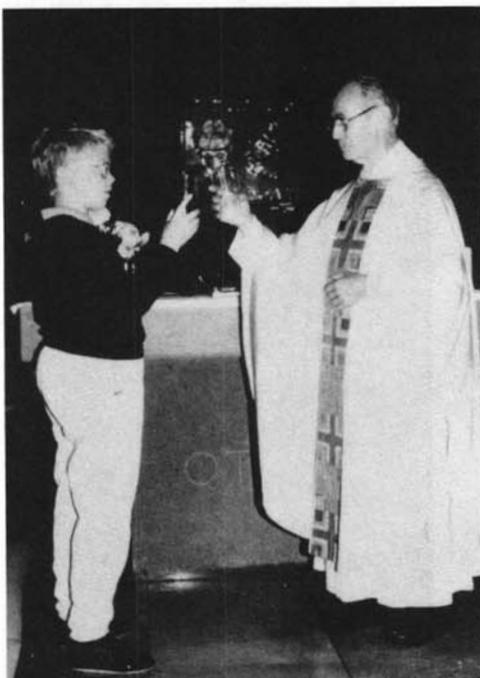
Das Lob Gottes in verschiedenen Formen stand auch beim 40. Gementreffen im Mittelpunkt. Wieder hatten verschiedene Gruppen die Gottesdienste vorbereitet. Eindrucksvoll waren besonders die Jugendmesse mit Kon.-Rat Sprint zum Thema „... und versöhne dich mit deinem Bruder“, wie auch der trotz des Themas „Streit“ erfrischend heitere Familiengottesdienst mit Kon.-Rat Goedeke. Nicht alles läßt sich fotografieren; so fehlt hier ein Bild vom Wortgottesdienst „Christen unter dem Kreuz“ vom Samstagabend, in dem jeder Teilnehmer ein kleines mit Stacheldraht umwundenes Holzkreuz erhielt, und dessen Texte und Symbolik tief beeindruckten. Liturgischer Höhepunkt der Tagung war dann der Festgottesdienst am Sonntag in der Gemener Christus-König-Kirche, den der frühere Vertriebenenbischof Heinrich Maria Janssen in Konzelebration mit Prälat Prof. Dr. Wothe und 8 weiteren Priestern mit uns feierte. Den Ausklang bildete traditionsgemäß unsere heimatliche Danziger Vesper am Sonntagnachmittag, diesmal besonders feierlich im Beisein des Bischofs, des Visitators Eremitus und auch (wer konnte es damals ahnen?) des inzwischen ernannten neuen Oberhirten.



Jugendgottesdienst



Festgottesdienst am Sonntag mit Bischof Heinrich-Maria Janssen



Familiengottesdienst – Thema „Streit“



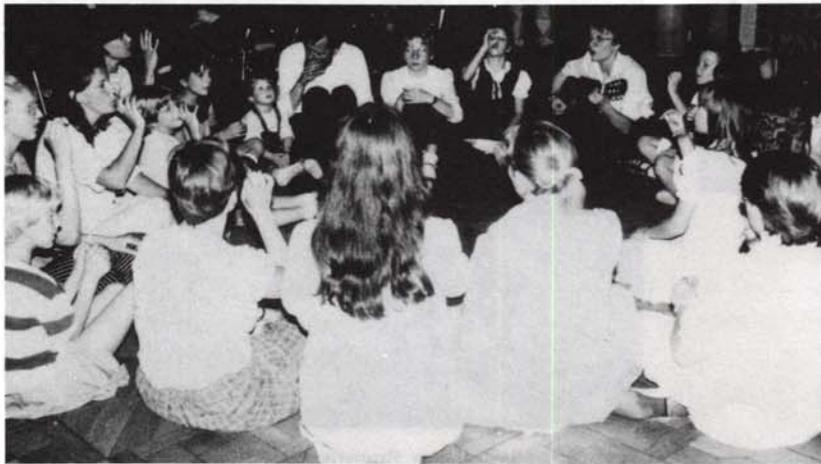
Danziger Vesperandacht in der Gemener Klosterkirche

Feiernde Gemeinschaft

Das ganze 40. Gementreffen war eine große Feier; doch gab es während der 5 Tage auch Zeiten, zu denen Heiterkeit, frohe Begegnung, Tanz und Gesang besonders angezeigt war: Morgensingen, Tanzabend am Freitag, Heiterer Ausklang am Sonntag. Höhepunkt war jedoch die „Nostalgische Revue – 40 x Gemen“ am Sonntagvormittag, in der unter der unübertrefflichen Moderation von Franz-Martin Neudeck die 40jährige Gemengeschichte in Interviews, Liedern und Bildern lebendig wurde. Und auch das leibliche Wohl war in das Feiern einbezogen: ein Empfang in der Burghalle und ein festliches Abendessen schlossen sich an die Festliche Stunde am Sonntagnachmittag an.



„Lila war der Palletot ...“



Heiterer Ausklang: Die Tante aus Marokko



Festliches Abendessen am Sonntag



Empfang in der Burghalle



„Der Bernsteinraub“,
ein neues Kasper-Spiel



Er war 40 mal dabei ... Gratulation an Hubert Erb durch Gerhard Nitschke



Festliche Stunde – es musizieren Viola und Wolfgang Nitschke, Archimandrit Irenäus Totzke



40mal Gemen – eine nostalgische Revue: Franz Martin Neudeck interviewt den Initiator des 1. Gementreffens 1947 Dr. F.J. Wothe

Das Jugendprogramm

Begonnen hat's wie immer. Mit den Vorbereitungen am Dienstag. Oder? Vielleicht war es doch nicht ganz wie immer, denn schließlich sollte das 40. Treffen etwas besonderes werden. So gab es viel zusätzliche Arbeit, denke man nur an die wunderbare Fotoausstellung. Noch bis Mittwochabend waren fleißige Hände dabei, die Vorbereitungen zu vollenden.

Und dann, endlich war es soweit. Immer mehr Autos füllten die Parkplätze, das Bord mit den Zimmerschlüsseln wurde leerer und die Teilnehmerlisten voller. Herzliche Umarmungen und Wiedersehensfreude bestimmten das Bild und plötzlich saß man schon im Rittersaal und sah sich anhand von Dias mit dem letzten Gementreffen konfrontiert. Referate, Messen ... Erinnerungen wurden wach! Und die Neuen? Vielleicht haben sie durch die Dias eine kleine Orientierungshilfe bekommen im Hinblick auf das, was auf sie in den nächsten Tagen zukommen sollte. Und natürlich wurden sie wieder extra mit einer Strophe des „Gemenhits“ 'Guten Abend in dieser Burg' begrüßt. Hoffentlich können sie auch im Nachhinein sagen, daß sie offene Aufnahme in unserem Kreis gefunden haben.

Nach dem offiziellen Teil zog sich die Jugend in die Orangerie zurück, denn Kennenlernspiele waren angesagt. Zwar war es etwas voll und damit auch sehr eng, aber vielleicht hat das gerade geholfen, die Stimmung zu erhöhen.

Donnerstagmorgen teilten wir uns in 2 Arbeitsgruppen, denn das vorjährige Konzept, ein Programm für 13–16jährige und eins für Jugendliche ab 17 anzubieten, hatte sich bewährt. Auch wenn die Themen sich gleichen, so hatte der/die jeweilige Referent/in eine bessere Möglichkeit, sich inhaltlich und methodisch auf die bestimmte Altersgruppe einzustellen. So ging es dann am ersten Vormittag um Heimat und Heimatvertreibung. Bei den Jüngeren haben Maria Heiter und Norbert Czerwinski 3 Rollenspiele vorgeführt, die das Schicksal der Vertreibung und die damit verbundenen Probleme veranschaulichen sollten. Bei den Älteren galt es zu improvisieren, da Alfons Reinle kurzfristig ausgefallen war. Wir nutzten dann die Gelegenheit, über unser Verständnis von Heimat nachzudenken, um so eine bessere Voraussetzung für die Diskussion am Nachmittag zu schaffen. Es gab bei unserem Gespräch mehrere Ansätze, sich dem Thema zu nähern: Mit

Hilfe von Erinnerungen und Erlebnissen, mit Metaphern und durch Zuhilfenahme einer Lexikondefinition. Schnell stellten wir fest, daß es fast so viele Meinungen wie Anwesende gab. Auch beschäftigten uns die Fragen, in wie weit Zuhause und Heimat zusammenhängen. Am Nachmittag ging es dann um die gemeinsame Auseinandersetzung von Erwachsenen und Jugendlichen zum gleichen Thema. Den Einstieg fanden wir durch zwei Kurzreferate von Edmund Neudeck und von Norbert Czerwinski. Es wurden vor allem die unterschiedliche Beziehung zu Danzig deutlich. Leider ergab sich daraus anschließend nicht ein Dialog der Generationen über den Heimatbegriff, sondern die Diskussion 'rutschte' schnell ab in ein Gespräch über die Möglichkeiten der Eingliederung junger Erwachsener in das Adalbertuswerk, welche eigentlich für Samstagnachmittag bei der Jahreshauptversammlung gedacht war.

Bei den Jüngeren ging es am gleichen Nachmittag um die Frage: „Was bedeutet Heimat für mich?“ Als Gesprächsleiter und Referent stand ihnen Hubert Erb zur Verfügung.

Nach dem Essen und einer kurzen Verschnaufpause ging es dann gleich weiter. Hier gab es zwei Möglichkeiten für Jugendliche. Man konnte sich den Kindern anschließen, für die Spiele auf dem Programm standen. Dieser Spielabend wurde von den Kindern auch

ausgiebig dazu genutzt, selber Spiele vorzuschlagen und zu erklären, so daß es eine lustige bunte Veranstaltung wurde, an der jeder zum Zuge kam. Die Alternative dazu war der Vortrag von Gerhard Nitschke über das Kloster Oliva, das 1986 sein 800jähriges Bestehen feierte. Auch hier gab es hinterher viele begeisterte Stimmen.

Nach soviel gedanklicher Arbeit wurde es Zeit für private Klönrunden im Burgkeller oder in der Orangerie. Sicher waren sie erfrischend, wenn auch auf andere Art und Weise als der etwas zu kurz gekommene Schlaf.

Am *Freitagmorgen* nach dem Frühstück und dem gewohnten Morgensingen stand deutsche Ostpolitik auf dem Programm. Bei den Jüngeren ging es dabei mehr um die Vermittlung von Grundlagen. Dazu wurden hauptsächlich die Ereignisse von 1945–1986 angesprochen, die Voraussetzung für die heutige Ost-West- und Deutschlandsituation sind. Bei den Älteren referierte Wolfgang Nitschke über die aktuelle Bonner Ost- und Deutschlandpolitik.

Wer jetzt geglaubt hatte, er könne sich in der Mittagspause vom Vormittag erholen, hatte sich getäuscht, denn seit einigen Jahren ist die Messe am Freitag auf 15.00 Uhr verlegt, um so den Tag etwas ausgeschlafener beginnen zu können. Die Jugendmesse wurde bereits an einem gesonderten Wochenende vorbereitet und stand unter



Unser Gruppenfoto: Jugend in Gemen

dem Thema Versöhnung. Als Leitfaden diente die Bibelstelle aus der Bergpredigt:

„Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, dann laß deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.“
Mat 5,23–24

Nach dem Kaffee folgte dann bei beiden Gruppen die Auseinandersetzung mit der Versöhnungsproblematik zwischen Deutschen und Polen. Im Programm A unter dem Thema: „Probleme zwischen Deutschland und Polen“ mit Franz Martin Neudeck und im Programm B „Verständigungsprobleme heute“ mit Herrn Görlich als Referent.

Nach dem Abendessen stand endlich der lang ersehnte Tanzabend auf dem Programm. Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen und pünktlich um 20.00 Uhr begann der festliche Abend mit der Polonaise, zwar wegen schlechten Wetters eingequetscht in Halle und Rittersaal, aber trotzdem stimmungsvoll. Es folgten Spiele und Tänze für Alt und Jung. Nachdem sich alle ausgetobt hatten (um 24.00 Uhr), die Geburtstage gefeiert worden waren und sich der Saal merklich geleert hatte, fand man mit dem schon fast zur Tradition gewordenen Lied „Nun Brüder eine gute Nacht“ einen Abschluß.

Samstagmorgen war Kindermesse. Hier waren noch die Spuren des vergangenen Abends zu sehen: die Kapelle war wesentlich leerer als sonst und viele der Anwesenden noch ziemlich unausgeschlafen. Es war ein mit viel Arbeit und einer ganzen Reihe guter Ideen vorbereiteter Gottesdienst.

Angela Hildebrand, Dorothea Gerenkamp und Veronika Schönhofer hatten sich bei der Vorbereitung das Thema „Streit“ vorgenommen, und so wurde in der Messe darüber gesprochen, wie man mit Situationen, in denen es Streit gibt, umgehen soll. Besonders schön war auch die Auswahl der Lieder, die dieses Mal ganz von der gewöhnlichen Zusammenstellung abwichen.

Und dann um 10.00 Uhr wie üblich das Referat. Diesmal beschäftigten wir uns mit den Chancen einer gemeinsamen Geschichtsschreibung zwischen Ost und West. Auch hierfür standen den Jugendlichen wieder zwei Referenten zur Verfügung. Die Jüngeren arbeiteten mit Ingrid Neudeck, die Älteren mit Gerhard Erb.

Am Nachmittag fand dann eine Versammlung der jungen Erwachsenen statt, um sich darüber klar zu werden, wie und ob man sich eine Einglieder-

ung in das Adalbertus-Werk vorstellen kann. Anschließend fanden die Jahreshauptversammlungen statt.

Seit vielen Jahren wird in Gemen am Samstagabend der verfolgten Kirche gedacht, diesmal war ein Meditationsgang mit dem Thema „Christen unter dem Kreuz“ geplant. Die gesamten Tage über und mit wachsender Besorgnis am Samstagnachmittag wurde das Wetter beobachtet, aber es half alles nichts: Es regnete und der Boden war völlig aufgeweicht, so daß der Meditationsgang zu 4 verschiedenen Stationen nur gedanklich in der Kapelle durchgeführt werden konnte. Obwohl das von den Veranstaltern bedauert wurde, war man sich einig, daß die Andacht gelungen war. Es wurde von jedem Kontinent ein Beispiel für Verfolgung von Christen heute vorgelesen. Dazu kamen Fürbitten, Lieder, die Schriftlesung und eine kurze prägnante Ansprache von Konsistorialrat Adalbert Sprint. Auch die ausgeteilten Stacheldraht-Holz-Kreuze fanden als Gedankenhilfe großen Anklang bei den Besuchern.

Am *Sonntag* mündete das Jugendprogramm dann ganz in das Erwachsenenprogramm ein, so daß hier eine kurze Aufzählung genügen soll.

Es begann früh wie immer, und zwar um 8.45 Uhr mit dem Festhochamt gemeinsam mit der Gemener Christ-König-Gemeinde. Es zelebrierte Bischof Heinrich Maria Janssen mit Prälat Prof. Dr. Franz J. Wothe (emeritus) und den anwesenden Priestern. Um 10.30 Uhr folgte die lang erwartete 'Nostalgische Revue'. 40 mal Gemen wurden mit Hilfe von Dias, Liedern, Interviews wieder wach und als krönender Abschluß führten die Kinder ihr die gesamte Woche vorbereitetes Theaterstück „Der Riese Tullatsch“ auf. Um 14.30 Uhr fand, wie es schon Tradition ist, die Danziger Vesper in der Klosterkirche statt. Anschließend folgte die Festliche Stunde mit Grußworten, Ansprachen und einem sehr gelungenen Festreferat von Konsistorialrat Johannes Goedeke zum Thema: „Vertrauen auf den Geist der Erneuerung.“ Das ganze endete mit einem Empfang in der Burghalle und einem besonders festlich hergerichteten Abendessen. Am Abend dann der heitere Ausklang im Rittersaal, der jedoch schon stark unter dem Einfluß der ersten Abreisenden stand. Schnell war auch dieser Abend zu Ende und schon sah man sich fleißig mit Packen, Abbauen und Aufräumen beschäftigt.

Kaum daß man sich versah, waren die letzten Verabredungen getroffen, man hatte sich von allen Seiten verab-

schiedet und saß schon im Auto, auf dem Rad oder im Zug und versuchte, sich an den Gedanken zu gewöhnen, in wenigen Stunden zu Hause anzukommen und den Alltag wieder in Angriff zu nehmen.

Ursula Ordowski



Norbert Czerwinski –
Abschied vom Sprecheramt

Jahreshauptversammlung der Adalbertus-Jugend

Die Jahreshauptversammlung der Adalbertus-Jugend fand am 26. Juli 1986 in Gemen statt. Im Rahmen der Tagesordnung wurde die Arbeit des vergangenen Jahres reflektiert und ein Ausblick auf die geplanten Aktivitäten des kommenden Jahres gegeben. Eine Fragebogenaktion unter den jugendlichen Teilnehmern des Gemen-Treffens sollte einen Überblick über die Gründe geben, warum so wenige Mitglieder der Adalbertus-Jugend auf den Zwischentagungen erscheinen. Außerdem wurde um Vorschläge gebeten, wie man dem Abhilfe leisten könne. Insgesamt war die Aktion recht erfolgreich, insbesondere weil auf diese Weise auch eine Reihe von Themenvorschlägen für die nächsten Tagungen zusammenkamen. Allerdings bleibt abzuwarten, ob diese Umfrage auch tatsächlich Einfluß auf die Arbeit haben wird.

Im Verlauf der Jahreshauptversammlung wurden Wahlen vorgenommen, die Änderungen in der Zusammensetzung des Sprecherteams ergaben. Die bis dato vakante Stelle der Sprecherin wurde mit Ursula Ordowski besetzt. Gleichzeitig wurde Arndt Brede als Nachfolger des zurückgetretenen Norbert Czerwinski gewählt. Die Ämter der Sprecher Stephan Erb und Wolfgang Nitschke stehen erst im nächsten Jahr zur Disposition.

Was bedeutet für mich Heimat?

Jugendliche zwischen 13–16 Jahren haben sich am Donnerstag des Gementreffens darüber Gedanken gemacht, was sie unter Heimat verstehen. Die Referenten Maria Heiter und Norbert Czerwinski führten Rollenspiele über eine Familie nach der Flucht vor. Die Stücke spielten in verschiedenen Jahren und zwar: 1949, 1951, 1956, 1969 und 1979. Jedesmal wurde die Familie in einer anderen Situation und ihren Problemen dargestellt.

Die Familie bestand aus Vater, Mutter, zwei Kindern (einem Mädchen und einem Jungen) und der Oma. In den ersten Spielszenen wurde deutlich, daß jedes Mitglied der Familie nach der Flucht oder der Kriegsgefangenschaft andere Probleme bei der Eingliederung in die neue Umgebung hatte.

Nicht nur, daß die Menschen in Westdeutschland andere Dialekte sprachen, sondern die Sitten und Gebräuche der Vertriebenen unterschieden sich. Sie kamen den Einheimischen anders vor.

Am Anfang hatte die Familie große Probleme, Anschluß zu finden und anerkannt zu werden. Ungewiß war auch, wann der Vater aus der Gefangenschaft kam und für den Lebensunterhalt sorgen konnte. Die Rolle der „Oma“ sollte zeigen, welche Schwierigkeiten die ältere Generation hatte, sich in Westdeutschland einzuleben. Sie vermißte noch mehr als die anderen ihre gewohnte Umgebung und ihre Freunde.

In unserem Beispiel war dagegen die Mutter sehr realitätsbewußt und baute sich mit ihren Kindern ein neues Leben auf. In weiteren Szenen wurde gezeigt, wie die ersten Gementreffen

stattfanden und sich hier alte Freunde wiedertrafen, Erfahrungen ausgetauscht wurden. Den Familien ging es zunehmend besser, die Kinder wurden erwachsen, gründeten selbst Familien. Die Gementreffen fanden weiter statt, Gemen wurde eine Familientagung.

Die Jugendlichen haben sich Gedanken darüber gemacht, wie sie damals reagiert hätten. Wie sie wohl empfunden hätten, wenn sie Freunde und ihre gewohnte Umgebung hätten verlassen müssen, ob sie sie vergessen könnten? Jeder hatte auch ganz andere Vorstellungen zu dem Begriff „Heimat“.

Am Ende des Gesprächs haben wir uns in der Gruppe noch Gedanken darüber gemacht, welche Aufgaben sich für die Vertriebenen damals und auch heute noch stellen. Folgende Punkte haben wir benannt:

- die persönliche Aussöhnung mit Polen,
- Geschichte und Kultur Ostdeutschlands im Bewußtsein der Menschen lebendig zu erhalten,
- die Menschen in der DDR nicht zu vergessen,
- sich besonders um Hilfe für die vielen Flüchtlinge in der Welt zu bemühen und sich für die Lösung dieser Probleme einzusetzen,
- aus der eigenen Erfahrung oder der unserer Vorfahren ein Engagement für Ausländer in unserem Land abzuleiten.

Wir kamen auch zu dem Schluß, daß man sich noch mehr darum bemühen sollte, Menschen aus Polen zu den Tagungen einzuladen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Sabine Alba

schlossen. Polen seinerseits beurteilt die Rückbesinnung der DDR auf die preußische Vergangenheit sehr skeptisch.

2) Die Beziehung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Polen: Die polnische Staatsmacht betrachtet die Bundesrepublik in der Propaganda bis heute, als den feindlich gesinnten Teil Deutschlands. Nach Ansicht des Referenten, um den Unterschied zwischen der staatlich propagierten Polnisch-Russischen Freundschaft und der, aus historischen Gründen existierenden und in der Bevölkerung verwurzelten Polnisch-Russischen Feindschaft auszugleichen und der Bevölkerung ein anderes Feindbild zu geben, als die UdSSR. Offizielle Kontakte zwischen der Bundesrepublik und der VR Polen gibt es erst seit Ende der sechziger Jahre. Nach Abschluß des Warschauer Vertrages (1970), in dem



Joachim Görlich

die Bundesrepublik de facto anerkennt, daß die Oder-Neiße-Linie die polnische Westgrenze bildet, hat sich die Beziehung zwischen den Staaten gebessert. Als eine unmittelbare Folge des Vertrages kamen auch viele Spätaussiedler in die Bundesrepublik. Heute gilt das Interesse der Bundesrepublik vor allem der Sorge um die deutsche Minderheit in Polen und um den kulturellen Austausch.

3) Die Beziehung zwischen der deutschen und polnischen Kirche: Der historische Briefwechsel zwischen den deutschen und polnischen Bischöfen setzte 1965 einen Versöhnungsprozeß in Gang. Nach dem Tod von Primas Wyszynski hat sich das Verhältnis merklich abgekühlt, woran der neue Primas Glemp durch seine Äußerungen über die Ausreise deutschstämmiger Polen und durch die Leugnung der Existenz einer deutschen Minderheit in Polen großen Anteil hatte. Die Paketaktionen der deutschen Katholiken in den letzten Jahren haben das Verhältnis in letzter Zeit wieder verbessert.

Deutschland-Polen, Probleme der Verständigung heute

Dieses für unsere Arbeit zentrale Thema behandelte Herr Görlich unter vier Aspekten.

1) Die Beziehungen zwischen der DDR und Polen: Schon 1950 schlossen die DDR und VR Polen den Görlitzer Vertrag, in dem die Oder-Neiße-Linie als sogenannte „Friedensgrenze“ anerkannt wurde. Da die DDR sich von ihrem Selbstverständnis her nicht in einer Rechtsnachfolge zum Deutschen Reich sieht, zahlte sie allerdings keine Kriegsschuldenlasten an Polen. In den 50er Jahren kam es zu einigen

Verstimmungen zwischen den „Bruderländern“. So war die Zugehörigkeit Stettins zu Polen umstritten. Auch die Spätaussiedler, die zunehmend die DDR in Richtung Bundesrepublik Deutschland verließen oder zurück nach Polen gingen, wurden zum Problem. Seit Anfang der 80er Jahre hat sich das Verhältnis zwischen DDR und Polen weiter abgekühlt. Aufgrund der polnischen Gewerkschaftsbewegung, der in der DDR einiges Mißtrauen entgegen gebracht wird, wurden die Grenzen zwischen den Staaten ge-

4) Die Bundesrepublik aus der Sicht der Exilpolen: Die Bundesrepublik ist ein beliebtes Exilland für Polen. Die Exilpolen in der Bundesrepublik diskutieren ihre Stellung zur Vertreibung und zur deutschen Minderheit in Polen. In diesen Kreisen wird weitgehend eine deutsch-polnische Freundschaft nach dem Beispiel der deutsch-französischen Freundschaft für möglich gehalten. Auch eine Wiedervereinigung scheint diesen Menschen, aus der polnischen Geschichte bedingt, möglich. Kritik wird von Exilpolen hauptsächlich an der bundesdeutschen Zurückhaltung gegenüber dem polnischen Regime und der UdSSR geäußert.

Norbert Czerwinski
Wolfgang Nitschke

Chancen einer gemeinsamen Sicht der Geschichte

In dem beeindruckenden Referat vom 26.7.1986 sprach Gerhard Erb über die Problematik, die sich aus den verschiedenen Ansichten des deutschen und des polnischen Volkes über ihre Geschichte ergibt, aber auch über die Möglichkeiten zu ihrer Lösung.

Zunächst stellten wir in einem Gespräch mit unserem Referenten fest, daß die Kenntnisse über Polen sehr begrenzt sind und dadurch das Verhältnis zum „Osten“ stark durch Vorurteile geprägt ist. Genau diese fehlende oder einseitig vermittelte Kenntnis der Geschichte sei einerseits Ursache, andererseits Folge der unterschiedlichen Sicht der Geschichte.

Die Deutschen, die sich als kultivierter und den „tapferen“ Polen gegenüber als überlegen gesehen hätten, sagten, sie seien auf einen Hilferuf hin nach Polen eingewandert und hätten das Land kultiviert, das sie später für sich in Anspruch nahmen.

Die Polen dagegen, die die Deutschen als mächtig, diszipliniert und habgierig ansahen, meinten, die Deutschen seien gewaltsam eingewandert, hätten das Land besetzt und das polnische Volk unterdrückt. Diese unterschiedliche Geschichtsbetrachtung ließ die gegenseitigen Vorurteile und Vorwürfe verhärten und machte eine Versöhnung unmöglich.

Um dem entgegenzuwirken, schloß der Referent, müßten beide Seiten aufeinander hören und eingehen, so daß man durch Zurücknahme von Vorwürfen und Eingestehen der eigenen Fehler zu einer gemeinsamen Anschauung der Geschichte gelangen kann, die die Grundlage für eine versöhnliche Beziehung der Völker in Zukunft bildet.

Adalbert Ordowski

CHRONOLOGIE UND LEITWORTE DER GEMENTREFFEN

1. 1947 **Treu zu Christus, in Liebe zur Heimat**
2. 1948 **Unsere Lage und Aufgabe**
3. 1949 **Begegnung**
4. 1950 **Heiliges Leben im Heiligen Jahr**
5. 1951 **Unsere Gemeinschaft**
6. 1952 **Heimat – Grundlage aller Existenz**
7. 1953 **Unsere Aufgabe in unserer neuen Welt**
8. 1954 **Kirche – Heimat – Europa**
9. 1955 **Die Aufgabe der Vertriebenen im demokratischen Staat**
10. 1956 **Bis an die Grenzen der Erde – Christen in der geteilten Welt**
11. 1957 **Du kannst die Welt verändern**
12. 1958 **Frieden zu wirken in der Gemeinschaft der Völker**
13. 1959 **Jesus Christus – Herr der Geschichte**
14. 1960 **Für das Leben der Welt**
15. 1961 **Der Wahrheit leben**
16. 1962 **Daß alle eins seien**
17. 1963 **Die Geschichte erkennen – der Neuzeit zugewandt**
18. 1964 **Frieden durch Freiheit**
19. 1965 **... ihr aber seid Brüder**
20. 1966 **Aus der Liebe handeln**
21. 1967 **... und versöhne dich mit deinem Bruder**
22. 1968 **Wirklichkeit und Hoffnung**
23. 1969 **Frieden – unsere Aufgabe**
24. 1970 **Mitten in dieser Zeit**
25. 1971 **Die Freiheit verantworten**
26. 1972 **Neues wagen für unsere Zukunft**
27. 1973 **Gemeinsam die Wahrheit suchen**
28. 1974 **Kirche in dieser Zeit**
29. 1975 **1945 – 1975 Unsere Aufgaben nach 30 Jahren
1925 – 1975 50 Jahre Bistum Danzig**
30. 1976 **Gemeinsam Brücken bauen**
31. 1977 **Menschenrechte: Wirklichkeit und Auftrag**
32. 1978 **Aus der Geschichte lernen**
33. 1979 **Der Osten in unserem Europa-Bild**
34. 1980 **Hoffnung wider Macht und Ohnmacht?**
35. 1981 **Unser Nachbar Polen**
36. 1982 **Handeln aus dem Glauben**
37. 1983 **Die Würde des Menschen – unsere Verantwortung**
38. 1984 **Flucht – Vertreibung – Heimatverlust im 20. Jahrhundert**
39. 1985 **1945 – 1985 Erbe und Auftrag**
40. 1986 **Schritte auf dem Weg der Versöhnung**
41. 1987 **Menschenrechte in Osteuropa**



Gesprächskreis junger Erwachsener

Adalbertus-Jugend und Kreis junger Erwachsener – Entwicklung und Zukunft

1. Ursprung der Adalbertus-Jugend

Im August 1947 fanden sich etwa 500 Jugendliche aus dem Bistum Danzig zu ihrem ersten Treffen nach der Vereinbarung aus ihrer Heimat auf der Jugendburg Gemen zusammen.

Bei diesem ersten Treffen wurde folgende Botschaft an die katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der freien Stadt Danzig verfaßt und durch Presse und Rundfunk verbreitet:

Über 400 Vertreter der Katholischen Jugend des Bistums Danzig sind am neunten Jahrestag der Bischofsweihe ihres Oberhirten auf einer katholischen Jugendburg des Münsterlandes versammelt und senden Euch ihren Gruß in Christus.

In die Häuser, in denen wir gelebt, in die Schulen, in denen wir unterrichtet wurden und vor allem in die ehrwürdigen Kirchen, in denen wir gesungen und gebetet haben, seid Ihr jetzt eingezogen. Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene über ganz Deutschland verstreut in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken wie das Volk Israel es einst an den Flüssen Babylons tat. Wie aber dieses Volk, unter die Zuchtrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen, so sind auch unsere Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung auf Heimkehr hofft. Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt uns hoffen, daß der Tag nicht mehr ferne sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.

In dieser Hoffnung grüßen wir Euch als Brüder und Schwestern im Herrn.

Gemen/Borken, am 24.8.47

Seit dieser Botschaft sind 40 Jahre vergangen. Aus der damaligen Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend entwickelten sich im Laufe der Jahrzehnte das Adalbertus-Werk e.V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken (gegründet 1960) und die Adalbertus-Jugend – Katholische Jugend aus Danziger Familien.

Die Umwandlung der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend in die Adalbertus-Jugend und eine neue Satzungsgebung erfolgte 1969, als es notwendig wurde, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß inzwischen die Nachfolgegeneration der aus Danzig Vertriebenen die Gemeinschaft bildete. Auf der Jahreshauptversammlung 1982 wurde dann eine überarbeitete Fassung der Satzung verabschiedet.

2. Entwicklung der Aufgaben und Ziele der Adalbertus-Jugend

Die heutige Generation von Jugendlichen hat die Zeit von Krieg und Verteidigung nicht mehr am eigenen Leib erfahren. Daher sieht sich die Adalbertus-Jugend mit anderen Problemen des Verhältnisses zu Osteuropa konfrontiert als die Elterngeneration. Sie sieht die Aufgaben heute insbesondere in der Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, der Entwicklung eines in Freiheit vereinigt Europa sowie der friedlichen Verwirklichung des Heimatrechtes. Bei all dem schließen wir Nationalismus aus.

Dies bedeutet konkret für die Arbeit der Adalbertus-Jugend, daß sie das Gespräch mit jungen Menschen besonders aus Osteuropa sucht, Kontakte zu Spätaussiedlern aufnimmt, regionale Treffen und ein Jahrestreffen mit dem Adalbertus-Werk veranstaltet und einen Rundbrief verschickt. Grundlage der Adalbertus-Jugend sind Programm und Satzung der Aktion West-Ost im BDKJ – Arbeitsgemeinschaft für europäische Friedensfragen.

3. Die Adalbertus-Jugend als Gemeinschaft

Die enge Anbindung an das Adalbertus-Werk und die Vielzahl der gemeinsamen Tagungen und Veranstaltungen haben wichtige Impulse für das Leben innerhalb der Adalbertus-Jugend gegeben. Gerade die gemeinsamen Gottesdienste haben dazu beigetragen, Erwachsene und Jugendliche einander näherzubringen. Aus dem beispielhaften Verständnis und dem Umgang der Generationen hat die Adalbertus-Jugend gelernt, verständnisvoll miteinander umzugehen.

Mittlerweile hat sich ein Freundeskreis gebildet, der die Entwicklung der Adalbertus-Jugend positiv beeinflußt hat. Neben der inhaltlichen Arbeit kommt aber auch der Spaß nicht zu kurz: Die privaten Aktivitäten sind vielfältig und einfallreich.

4. Perspektiven

Die Struktur der Adalbertus-Jugend ist gekennzeichnet durch eine große Altersspanne (14–25 Jahre). Dies eröffnet den jüngeren Jugendlichen die Chance, allmählich in die Arbeit der Adalbertus-Jugend hineinzuwachsen. Im Augenblick jedoch steht eine größere Gruppe älterer Jugendlicher, die schon seit Jahren die Arbeit der Adalbertus-Jugend maßgeblich geprägt hat, vor dem Problem, in naher Zukunft altersmäßig nicht mehr zur Adalbertus-Jugend zu gehören. Dies bedeutet, daß es wieder ein paar Jahre dauern wird, bis die jüngeren Jugendlichen die Adalbertus-Jugend in eigener Verantwortung leiten und die Arbeit gestalten können. Es ist zu fragen, ob das Interesse der jüngeren Jugendlichen an Inhalt und Zielen der Arbeit der Adalbertus-Jugend überhaupt vorhanden ist oder ob erst noch Wege gefunden werden müssen, sie für eine Mitarbeit in der Adalbertus-Jugend zu motivieren. Um die Kontinuität innerhalb der Adalbertus-Jugend zu gewährleisten, muß somit in den nächsten Jahren noch vieles geleistet werden.

5. Kreis junger Erwachsener

Für uns, daß heißt diejenigen, die schon länger nicht mehr Mitglied der Adalbertus-Jugend sind oder kurz vor diesem Schritt stehen, stellt sich nun die Frage: „Adalbertus-Jugend – und was dann?“ Bisher konnten sich nur sehr wenige von uns dazu entschließen, dem Adalbertus-Werk beizutreten. Dies liegt vor allem daran, daß der Generationsabstand zum Adalbertus-Werk in den letzten Jahren so groß geworden ist, daß Arbeitsweise und Themenauswahl des Adalbertus-Werkes uns nur noch teilweise ansprechen können.

Diese Probleme sind nicht neu, sie wurden nur bisher nicht konkret angegangen. Erst während des 39. Gementreffens 1985 wurden Überlegungen angestellt, wie verhindert werden kann, daß erneut eine große Gruppe junger Leute den Treffen fernbleibt, so wie es schon nach 1969 passiert ist. Das 40. Gementreffen wurde zum Anlaß genommen, Betroffene zu einem ersten Gespräch zusammenzuführen. Während des Gesprächs wurde deutlich, daß das Interesse an der inhaltlichen Arbeit des Adalbertus-Werkes durchaus vorhanden ist, daß aber noch geklärt werden muß, in welcher Form eine Mitarbeit im Adalbertus-Werk für uns als Gruppe junger Erwachsener möglich ist. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt bedarf es sicherlich noch einiger Gespräche, um das Selbstverständnis der Gruppe zu erörtern.

Die Tatsache, daß mit Dorothea Gerenkamp ein Mitglied der betroffenen Generation in den Vorstand des Adalbertus-Werkes berufen wurde, läßt erkennen, daß das Adalbertus-Werk bereit ist, die Fragen und Probleme der nachfolgenden Generation aufzugreifen und in seine Arbeit einzubeziehen.

D. Gerenkamp/A. Brede

Ein Kirchturm, ein Riese und Sonne, Mond und Sterne

Wenn wir einen der Teilnehmer des 40. Gementreffens am ersten Abend gefragt hätten, was ein Riese, ein Kirchturm und Sonne, Mond und Sterne mit der Tagung zu tun haben, dann hätte dieser uns sicher achselzuckend und mit großen Augen „nichts“ geantwortet, oder vielleicht noch gefragt, ob wir diese Frage auch ernst meinen. Auch den Teilnehmern des Programm III der 6–12jährigen erging es am Mittwochabend noch so, doch dieses Rätsel sollte sich für sie bald lösen.

Das Programm III hatte in diesem Jahr ein ganz neues „Gesicht“ bekommen, wir alle planten und arbeiteten 3 Tage lang an einem Theaterstück nach der Sage „Vom Riesen Tullatsch und dem Pfarrturm.“

Schließlich fanden wir aber einen fabelhaften Riesen, ganz emsige Handwerker, typische Fischfrauen, einen geschäftstüchtigen Wirt und einen cleveren Bau-, sowie einen würdevollen Bürgermeister. Die Proben konnten beginnen. Toll ging's da schon zu und oft war es auch sehr mühselig, den Text zu lernen, sich zu merken, wann der Turm krachen, die Mottlau überschwappen und die Fischfrauen kreischen, oder die Kanone abgefeuert werden sollte. Dafür benötigte man natürlich auch Geräusche und auch die produzierten wir kurzerhand selbst.

Aber nicht nur geprobt wurde in den 3 Tagen. Zimmerleute und Handwerker, Fischfrauen und Tullatsch persönlich



Der Bürgermeister



Der Riese beratschlagt mit dem Baumeister

Ein „Regiebuch“ brachten die drei „Regisseure“ Dorothea Gerenkamp, Herbert Oprei und Viola Nitschke zwar schon mit, und für Bühnenbild und Requisite hatten Ursula Gawrich, Regina Nitschke und Brigitte Ordowski schon viele Ideen gesammelt, doch nun mußte mit allen großen und kleinen Schauspielern die Idee ja erst noch in die Tat umgesetzt werden. Und dies war gar nicht so einfach.

Die erste große Frage, nachdem alle die Sage kennengelernt hatten, war: wer spielt wen – und es gab zahlreiche Rollen zu besetzen; den Riesen, den Bau- und den Bürgermeister, die Fischfrauen und Handwerker, reiche Bürger und den Erzähler.

Einen Riesen zu spielen, fanden alle ganz besonders schwierig und so mochte sich erst keiner so recht dafür begeistern – außerdem, wer mag schon gerne „Tullatsch“ gerufen werden?

verwandelten sich unter kundiger Anleitung in wahre Bastelkünstler, um an den Nachmittagen die Requisiten anzufertigen. Sie benötigten hierfür nicht nur viel Geschick und Geduld,

sondern auch jede Menge Pappmasché und Phantasie; denn wie schafft man es wohl sonst, den Marienkirchturm in so kurzer Zeit zu bauen und außerdem dem Wirt ein Goldwasserfaß, eine Kanone, den Windgott, Löwen, Sonne, Mond und Sterne und was Tullatsch sonst noch alles in seinem großen Sack mitbrachte, anzufertigen.

Schneller als alle Beteiligten dies am Beginn des Gementreffens vermutet hatten, war die Proben- und Bastelzeit verstrichen und am Sonntag erwartete uns, die Schauspieler und das „Kulissenteam“ der große Auftritt in der Revue. Mit Hilfe von Kostüm und Maske waren die Schauspieler in ihre Rollen geschlüpft und Tullatsch stapfte mit großen, schweren Schritten und furchterregendem Gesicht durch den Saal. Für eine Viertelstunde verwandelten sie diesen also in ein Theater und die Zuschauer erlebten voll Spannung die Sage vom Riesen und den reichen Bürgern der Stadt Danzig.

-vn-



Die Fischfrauen und der Wirt

Gemen – neue Heimat für 1500 Spätaussiedler

40 Jahre Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlinge, Aussiedler und Zuwanderer im Kreis Borken.

Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Staates nach Kriegsende setzte ein verstärkter Strom von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten ein, der schließlich mehr als 12 Mio. Menschen nach West- und Mitteldeutschland führte.

So kam es nach 1945 zu einer starken Bevölkerungsumschichtung in Deutschland. Flucht, Vertreibung der Deutschen aus dem Osten und der Verlust der Heimat waren für Millionen Deutscher eine Folge des Krieges, der vor über 45 Jahren begann und vielen Völkern, nicht zuletzt dem eigenen Vaterland, unendliches Leid zugefügt hat. Sie sind aber auch ein wichtiger Teil der Geschichte. Diese Leidens- und Irrwege der jüngeren Geschichte müssen in all ihren Stationen im Bewußtsein der Menschen lebendig gehalten werden, damit die Schrecken jener Zeit sich nie mehr wiederholen können.

Es war nicht zuletzt auch das Verdienst der Flüchtlinge und Vertriebenen, daß nach dem Krieg in der Bundesrepublik Deutschland ein freier und demokratischer Rechtsstaat geschaffen werden konnte.

Bei der Volkszählung 1970 betrug der Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge in Nordrhein-Westfalen insgesamt 13,3%. Im Kreise Borken wurden insgesamt 30.200 (11,8%) Vertriebene und Flüchtlinge bei einer Gesamtbevölkerung von 255.200 Einwohnern gezählt.

Der große Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge an der Gesamtbevölkerung in der Bundesrepublik, wie aber auch im Kreis Borken, warf große politische, wirtschaftliche und soziale Probleme auf. Diese anfangs fast unüberwindlich erscheinenden sozialen Probleme der Kriegs- und Nachkriegszeit wurden durch zahlreiche Gesetze, die langfristige Versorgungsansprüche schufen und zu wichtigen Bestandteilen der Sozialordnung wurden, gelöst.

Für den Bereich der Vertriebenen und Flüchtlinge gelten vor allem das Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge, so z. B. das Gesetz über den Lastenausgleich mit seinen vielen Nebengesetzen, das Flüchtlingshilfegesetz, das Häftlingshilfegesetz, das Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in das Bundesgebiet.

Durch das Lastenausgleichsgesetz wurde das Ziel erreicht, in einheitlicher Planung die Eingliederung der durch Krieg, Kriegsfolgen und bestimmte Nachkriegsentwicklungen besonders schwer betroffenen Bevölkerungskreise, durch gezielte Maßnahmen im sozialen und wirtschaftlichen Bereich, wie auch durch individuelle Entschädigungsleistungen voranzutreiben. Diese Aufgabe erwies sich oft als äußerst umfangreich und langwierig, führte aber letztendlich doch zum Erfolg.

Förderungsziele waren im wesentlichen die berufliche Eingliederung der Erwerbsfähigen, die Versorgung der Alten und Erwerbsunfähigen, die Beschaffung des notwendigen Wohnraums und Hausrats sowie die Sicherung der angemessenen Ausbildung der Kinder. Die Grundpfeiler des Lastenausgleichs waren und sind eine Kombination aus der Hauptentschädigung und Kriegsschadenrente, die bis heute erhalten geblieben ist. Die Lastenausgleichsgesetze stehen noch immer in der politischen Diskussion. Der Bundestag beschäftigt sich fast ständig mit Änderungsanträgen.



Kreisvertriebenenbeirat am 18.11.1980 bei der Besichtigung der Siedlung für Spätaussiedler in Gemen (Borken)

Noch heute treffen Jahr für Jahr rund 40.000 deutsche Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland ein. Die Zahl der Zuwanderer aus der DDR betrug seit den 70er Jahren im Durchschnitt jährlich ca. 14.000. Im Jahre 1984 zeigte sich mit fast 41.000 Zuwanderern und im Jahre 1985 mit 25.000 eine erhebliche Zunahme, die auch in diesem Jahr anhält. Die Aufnahmeleistung der Bundesrepublik Deutschland beträgt gegenwärtig im Schnitt über 60.000 Deutsche. Diese Deutschen mit Starthilfen zu versehen und sie in unserer Mitte aufzunehmen, ist für die Bundesrepublik Deutschland eine Angelegenheit des nationalen Selbstverständnisses.

Die hierbei von Bund, Ländern und Gemeinden erbrachten finanziellen Leistungen sind nicht quantifizierbar, sie gehen in die Milliarden.

Seit dem Jahre 1975 kommen verstärkt Aussiedler aus Polen, der Sowjetunion und anderen Ländern des Ostblocks in die Bundesrepublik Deutschland. Der größte Teil davon wird vom Land Nordrhein-Westfalen aufgenommen. Viele wohnen im Bereich des Kreises Borken und hier wiederum im Gebiet der Stadt Borken.

Die Aufnahme der Aussiedler bringt sowohl für die öffentlichen Verwaltungen als auch für die Allgemeinheit erhebliche Probleme mit sich.

Die Eingliederung der Aussiedler hat in den letzten Jahren im Kreise Borken den Vorrang gehabt, der alle Lebensbereiche umfaßt und immer als Gesamtkomplex zu verstehen ist. Er setzt ein ganzes Netz von amtlichen Maßnahmen nach den verschiedensten Richtungen voraus. Diese staatlichen Anstrengungen aber bedürfen unabdingbar einer bewußten und intensiven Ergänzung im gesellschaftlichen und mitmenschlichen Bereich.

In der Stadt Borken (im Ortsteil Gemen) sind ca. 1.500 Aussiedler in der Siedlung Neumühlenkamp schwerpunktmäßig untergebracht, die zum großen Teil in den 70er Jahren gekommen sind.

Die Siedlung umfaßt 194 Eigenheime für kinderreiche Familien und 93 landwirtschaftliche Nebenerwerbsstellen. Sie wurde im Juni 1981 offiziell eingeweiht.

Die Betreuung der Spätaussiedler wird in Gemen durch das Vertriebenenamt der Stadt Borken sowie den Caritasverband für das Dekanat Borken und das Offene Jugendgemeinschaftswerk für die Kreise Recklinghausen und Borken wahrgenommen. Die Personal- und Sachkosten für den vom Caritasverband Borken speziell für die Betreuung der Spätaussiedler eingestellten Sozialarbeiter werden mit 18.000,— DM jährlich vom Kreis Borken bezuschußt.

Ein enger Kontakt besteht zwischen der Kreisverwaltung, Stadtverwaltung, dem Caritasverband und dem Jugendgemeinschaftswerk.

Hier wohnen Aussiedler aus Oberschlesien, Ostpreußen, Danzig, aus den ost- und südosteuropäischen Ländern.

Die Integration der Familien stellt kein unüberwindliches Hindernis dar. Sprachschwierigkeiten, vor allem bei den Erwachsenen, stellen zwar eine Barriere dar, in der Regel werden aber diese Familien von ihrem Umfeld angenommen und akzeptiert.

Es sei angemerkt, daß der Kreis Borken allen Aufgaben in Zusammenhang mit der Eingliederung der Heimatvertriebenen und Spätaussiedlern einen hohen Stellenwert beimißt. Dieses wird durch die Aktivitäten des Aufgabebereichs nach § 96 Bundesvertriebenengesetzes (Pflege des Kulturgutes u.a.) ausgedrückt. Auch die Aufgaben des Kreisvertriebenenbeirates werden seitens der Verwaltung voll unterstützt. Sehr eng arbeitet der Kreis Borken mit dem Kreisverband des Bundes der Vertriebenen zusammen.

Zum Abschluß seien einige Aktivitäten des Kreisvertriebenenbeirates in Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung genannt, die aus Anlaß zum Gedenken an den Beginn der Vertreibung vor 40 Jahren seit 1984 durchgeführt wurden:

- Alle Schulen, Rathäuser, Weiterbildungseinrichtungen erhielten ein Großfoto mit Rahmung der Charta der Heimatvertriebenen.
- In Zusammenarbeit mit den Weiterbildungseinrichtungen im Kreise wurde Veranstaltungen und Seminare zum Thema „Vertreibung und Flucht“ durchgeführt.
- Die Wanderausstellungen Flucht und Vertreibung, Ostdeutsche Kulturdenkmäler, Plakate der SBZ/DDR wurden in den Städten und Gemeinden des Kreises gezeigt.
- Am 13.08.1985 wurde das Kreiskuratorium Unteilbares Deutschland gegründet.
- Finanziell werden seit Jahren der Tag der Heimat und das Bolkenhainer Treffen unterstützt.
- Gedenksteine und Ehrenmale wurden von den Städten und Gemeinden des Kreises geschaffen.
- Neue Filme und Bücher zum Thema Flucht und Vertreibung wurden von der Kreisbildstelle bzw. von der Kreisbücherei beschafft.
- Den Schulen des Kreises wurde in Zusammenarbeit mit dem Gesamtdeutschen Institut in Bonn und dem Bund der Vertriebenen in Düsseldorf Unterrichts-

material zum o.g. Thema zur Verfügung gestellt. 60 Atlanten (Ostdeutschland) wurden für Schulen kostenlos zur Verfügung gestellt.

- Lehrerfortbildungsveranstaltungen wurden durchgeführt.
- Seit über 30 Jahren nehmen Schulen des Kreises am Schülerwettbewerb „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ teil. Im Schuljahr 1985/86 beteiligten sich insgesamt 6.123 Schüler, das war eine Steigerung von 27 % gegenüber dem Vorjahr. Hierfür stellte der Kreis Borken wiederum Geldpreise in Höhe von 2.600,— DM zur Verfügung.
Zur Mitarbeit und zu einer noch größeren Teilnahme am Wettbewerb hat der Kreisvertriebenenbeirat die Schulen am 05.11.1986 aufgerufen.
- Besonders die Einrichtung und Unterhaltung von Ostdeutschen Begegnungsstätten sorgen für die Erhaltung des Kulturgutes der Vertreibungsgebiete. So konnte im Jahre 1981 in Bocholt und im Jahre 1985 in Gronau je eine Ostdeutsche Heimatstube eingerichtet werden, wozu der Kreis Borken eine finanzielle Unterstützung geleistet hat.
- Im kommenden Jahr möchte der Kreis Borken das Anliegen der Vertriebenen, Kulturzeugnisse aus dem deutschen Osten zu erhalten, aufgreifen und in die Tat umsetzen, da durch den Generationswechsel von der Erlebnisgeneration zur hier aufgewachsenen Generation die Gefahr besteht, daß unwiederbringliches Kulturgut endgültig untergeht. Die Kreisverwaltung möchte diese Erinnerungsstücke auf Dauer erhalten wissen und sie in Museen, Heimatsammlungen und Ausstellungen der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Eine umfassende Bestandsaufnahme des im Kreise Borken vorhandenen dinglichen Kulturgutes aus den Vertreibungsgebieten wird einen Schwerpunkt der Arbeit im kommenden Jahr darstellen. Der Kreis Borken wird zwei qualifizierte Mitarbeiter für diese Aufgabe einstellen, um die in den Familien noch vorhandenen Gegenstände ostdeutschen Kulturgutes zu begutachten und zu erfassen. Dabei ist die Zusammenarbeit mit den Vertriebenen und den Heimatvereinen unerlässlich. Die ersten Vorbereitungen – Erstellung eines Videofilmes und Besprechungen mit den Kreisheimatpflegern – haben bereits begonnen.

Diese Darstellung, die nicht umfassend sein kann, sollte dazu beitragen, daß auch bei einer positiven Bilanz der Vertriebenenarbeit nicht vergessen werden darf, daß das Drama, das mit Flucht von Millionen vor über 40 Jahren begann, noch immer nicht beendet ist. Jedes Jahr kommen zehntausende von Menschen in die Bundesrepublik, um als Deutsche und gleichgestellte Bürger hier zu leben. Über 20.000 werden es in diesem Jahr allein in Nordrhein-Westfalen sein, einige davon sicherlich auch im Kreise Borken. Sie dürfen nicht vergessen werden.

Auch die Arbeit des Kreisvertriebenenbeirates als Berater, Anreger und Mittler ist heute so unverzichtbar wie ehemals. Seine Verantwortung ist noch lange nicht beendet.

Um eine erfolgreiche gemeinsame Vertriebenen- und Flüchtlingsarbeit gestalten zu können, finden – nicht zuletzt im Interesse der betroffenen Menschen – die Vertriebenenverbände und der Kreisvertriebenenbeirat in der Kreisverwaltung immer einen gesprächsbereiten Partner für Anregungen und Probleme.

Gerd Hilbing
Kreisvertriebenenamt Borken

Polnische Ansichten im Wandel

Völker brauchen sich wohl nicht zu lieben und können es auch nicht. Was aber unabdingbar für den Frieden ist, ist die Forderung, daß Völker sich gegenseitig achten.

Gerade an dieser Achtung hat es im Verhältnis zwischen Polen und Deutschen in der Vergangenheit gefehlt. (Und ist sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt vorhanden?) „Solange die Welt besteht, wird kein Deutscher einem Polen Bruder sein“, ist zu vielen Generationen in Polen eingetrichtert worden. Welchen Deutschen kann es da eigentlich wundern, daß sich Abneigung und sogar Feindseligkeit gegen Deutsche in Polen ausgebreitet haben? Dazu kommt dann noch ein Mangel an Wissen über den Nachbarn im Westen.

Die Polen wurden und werden mit verfälschter Geschichte gefüttert:

- Die sogenannten Oder-Neiße-Gebiete sind urpolnisch. 1945 erfolgte ihre Rückkehr zu Polen. Entsprechend feierte Polen am 23. Juni 1985 in Stettin „die Rückkehr der katholischen Kirche“ nach Pommern.
- Die Deutschen sind den Polen gegenüber immer militärisch-expansiv aufgetreten, was die geschichtliche Ahnenreihe „Kreuzritter“ (Deutscher Orden) – Friedrich II. von Preußen – Bismarck – Hitler versinnbildet.
- Die Deutschen haben einen unstillbaren Drang nach dem Osten.
- Seit der mittelalterlichen deutschen Siedlung im östlichen Mitteleuropa haben die Deutschen immer wieder Polen germanisiert.

Als Ursache für die Gründung der Freien Stadt Danzig 1920 „diente der Umstand, daß die überwiegende Mehrheit der damaligen Bevölkerung Danzigs sich zur deutschen Volkszugehörigkeit bekannte. Es wurde aber nicht berücksichtigt, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung Danzigs zum großen Teil das Ergebnis einer erzwungenen Kolonisation und einer Germanisierungsaktion war.“ (Ludwig Gelberg, Die Entstehung der Volksrepublik Polen, Warschau 1970, deutsch: Frankfurt/Main 1972, S. 115)

„Die Germanisierung Danzigs ist oberflächlich und, wenn nur Polen das Recht haben werden, sich in dieser Stadt anzusiedeln, wird sie erneut eine polnische Stadt, ähnlich wie Krakau und andere polnische Städte, die zu einer bestimmten Zeit eine deutsche Mehrheit hatten“, erklärte die Kommission für vorbereitende Arbeiten zur Friedenskonferenz 1919 in einem Memorandum.

Zu diesen Vorurteilen in der Geschichtsauffassung treten Ansichten über den „deutschen Charakter“, die nicht angetan sind, eine freundschaftliche Nachbarschaft aufzubauen. Dieser Charakter sei gekennzeichnet von Dummheit, Ideenlosigkeit, Glaube an Größe, Unbelehrbarkeit, Strenge, Ungerechtigkeit, Zynismus, Arroganz, Intoleranz, Habgier, Materialismus, Raublust, Gewalttätigkeit, Lüge, Heuchelei, Verrat, Vertragsmißachtung, Feigheit, aber auch Disziplin, Organisationstalent, Fleiß. Und selbst die „guten“ Eigenschaften der Deutschen wurden und werden häufig negatiert, indem etwa ihre negative Wirkung für Polen herausgehört wird oder ihr Vorhandensein als Ersatz für noch wertvollere, nicht vorhandene Eigenschaften dargestellt wird: Organisationstalent ersetzt nur den Mangel an Genie; die Hilfsaktionen der letzten Jahre sind willkommen, aber doch wohl mehr zur Beruhigung des schlechten Gewissens gedacht.

Neue Sichtweise: Ohne Komplexe über einander reden ...

Diese Ansichten der Polen über Deutsche sind hier nicht zusammengetragen worden, damit wir Munition für eine Hetzkampagne gegen die Polen hätten. (Seht doch, wie die sind!) Sondern wir können erst auf diesem Hintergrund ermessen, wie völlig anders einzelne Polen (Wladyslaw Bartoszewski, Jan Jozef Lipski u.a.) denken, die an einem guten Verhältnis zu uns Deutschen arbeiten.

Es ist ein bedeutender Schritt auf eine gute gemeinsame Zukunft hin, wenn Jozef Szrett in der Sondernummer von Kultura 1984, die den deutsch-polnischen Beziehungen gewidmet ist, schreibt: „Wir sollten über die Deutschen ohne Komplexe reden und schreiben – und so ausführlich, daß sich bei dem Mann auf der Straße nicht die Vorstellung herausbildet, diese Nation bestehe aus Kreuzrittern, den Verfechtern des Kulturkampfes, den Nazi-Henkern und jenen grotesken Schatten der Vergangenheit: den Revisionisten von den Landsmannschaften.“ Es darf uns ärgern, daß wir Vertriebene in die Klischeevorstellungen der Vergangenheit pauschal einbezogen werden. Aber leider können wir solche „grotesken Schatten“ nicht leugnen; sie entstellen das Bild von uns Vertriebenen. Szrett öffnet den Polen für die Vergangenheit eine neue Sichtweise der Deutschen; leider bezieht er die Gegenwart nicht voll in diese Betrachtungsweise ein.

... in Geschichte ...

Ist es eine Selbstverständlichkeit, wenn Jan Jozef Lipski die falschen Vorstellungen der Polen von der Geschichte als „Krankheit der Seele der Nation“ geißelt, die der „Fremdenfeindlichkeit“ und dem „nationalen Größenwahn“ dienen? Muß es seine Landsleute nicht geradezu schockieren, wenn er schreibt: „Fast jeder Pole (auch der gebildete!) glaubt heute, daß wir nach dem Zweiten Weltkrieg in einen Raum zurückgekehrt seien, der uns von Deutschen geraubt worden sei. Hier kann man Danzig und das Ermland anführen, die vom zweiten Thorner Frieden (1466) an zu den Gebieten gehört haben, die an die Erste Republik gelangten, obwohl im übrigen sowohl Danzig wie das Ermland damals und bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in der Mehrheit ethnisch deutsch war. Der Rest von Ostpreußen war niemals polnisch, und die Deutschen haben das Gebiet nicht den Polen abgenommen, sondern den Pruzzen. ... Die polnische Minderheit in diesem Gebiet (Masuren) ... war eine eingewanderte Bevölkerung. ... Das westliche Pommerellen, ethnisch ebenfalls nicht polnisch, wenn auch slawisch, warf hartnäckig seine Abhängigkeit von Polen mehrmals ab und bildete eine eigene staatliche Organisation, die erst im 17. Jahrhundert von den Schweden zerstört wurde. Die Preußen nahmen diese Gebiete, die nicht von Polen bewohnt waren, den Schweden ab, nicht den Polen. ... Die Eindeutschung Pommerellens erfolgte ohne Gewalt, auf natürlichem Wege. Schlesien kam noch im Mittelalter unter böhmische Oberhoheit und mit Böhmen in den Bestand der österreichischen Monarchie. Die Preußen nahmen es den Österreichern weg, nicht den Polen. ... Dagegen wollen wir heute nicht daran denken, daß dies Gebiete sind, in denen einige hundert Jahre deutsche Kultur geblüht hat.“ In diesen Gedanken wir erkennbar, daß es Lipski um die geschichtliche Wahrheit geht. Er scheut sich nicht, sich in Gegensatz zur überlieferten Auffassung und zur öffentlichen Meinung in Polen zu stellen.

... Kultur ...

Wir Vertriebene bemühen uns seit eh und je, das kulturelle Erbe unserer Heimat zu bewahren. Das kann uns jedoch nur in beschränktem Umfang gelingen, weil wir vieles nur im Bild und in der geistigen Vorstellung (wie etwa die Architektur) mitnehmen konnten. Die deutsche Kultur haben die Polen nach dem Kriege geerbt. Sie müßten sie erhalten und sich zu ihr bekennen. Amtlich ist sie bereits 1945 polonisiert worden. Wie wichtig ist da die Mahnung Lipskis: „Nach Jahrhunderten der Entwicklung deutscher Kultur neben der polnischen in Schlesien, dem Land Lebus, Ermland und Masuren, in Danzig (dem erdrückend deutschen) – und der seit langer Zeit ausschließlich deutschen Kultur in Westpommern fiel uns im Zuge der geschichtlichen Veränderungen ein reiches Erbe an Architektur und anderen Kunstwerken sowie historischer deutscher Erinnerungsstücke zu. Wir sind gegenüber der Menschheit Verwahrer dieses Erbes. Das verpflichtet uns, diese Schätze mit vollem Bewußtsein, daß wir ein Erbe deutscher Kultur behüten, ohne Lügen und ohne Verschweigen auf diesem Gebiet für die Zukunft zu bewahren, auch für die unsere.“

... Politik ...

Über die Einstellung der SPD zu Polen und seinen Grenzen gibt es keine Zweifel bei den Polen, seitdem der Warschauer Vertrag am 7.12.1970 abgeschlossen und Willy Brandt dafür mit dem Friedensnobelpreis belohnt wurde. Beargwöhnt wurden und werden aber alle anderen Parteien. Das gilt insbesondere für die CDU. Aber auch in der Bewertung der größten Regierungspartei ist vereinzelt ein Wandel eingetreten. Andrzej Micewski schreibt in der von der Erzdiözese Warschau herausgegebenen Wochenzeitung „przeгляд katolicki“ am 28.4.1985: Ich sprach also mit Abgeordneten der CDU, ich hatte auch Gespräche im Kanzleramt und im Bonner Auswärtigen Amt. Kürzlich gemachte Äußerungen, zuerst von Minister Genscher und danach vom Bundeskanzler während der Bundestagsdebatte, erfüllen einen endlich mit Optimismus. ... Große Bedeutung messe ich der Äußerung des Abgeordneten Rühle bei, der sich zu einer ganz neuen Formel aufschwang, indem er von „politischer Bindungskraft“ sowohl des in Warschau geschlossenen Vertrages wie auch zwischen Polen und der DDR – für Deutschland sprach. Diese Worte im Munde eines CDU-Politikers stellen ein Ereignis dar, das nicht ohne positives Echo in Warschau bleiben kann. Die neue, von Helmut Kohl und dem Abgeordneten Rühle repräsentierte Linie der CDU scheint eine entschiedene Mehrheit in der Bundestagsfraktion der CDU zu haben. ... Die Evolution der offiziellen Anschauungen in Bonn ist so weit gediehen, daß man sich schwer vorstellen kann, daß die Chance einer neuen, bedeutenden polnisch-deutschen Öffnung vertan würde. So hörte ich es zumindest im Kanzleramt und im Auswärtigen Amt in Bonn.“ Das Bewußtsein, daß die sogenannte deutsche Bedrohung heute weitgehend das Produkt gezielter Propaganda ist, hat Eingang gefunden in das Denken politisch-aktiver Polen. „Auch wurde die Sympathie, die von den Bürgern der Bundesrepublik der polnischen Bevöl-

kerung nach der Einführung des Kriegsrechts entgegengebracht wurde, nicht nur von einzelnen, sondern von breiten Massen zur Kenntnis genommen.“ (Zdislaw Najder, Polen und Deutschland, in: Kultura 1984, S. 68)

... über Unrecht

Uns Deutschen haben die Polen jahrhundertlanges Unrecht vorgeworfen. In deutschem Namen ist in der Tat sehr viel Unrecht begangen worden. Wir sind daran gewöhnt, daß darüber geredet wird, und wir bekennen es selbst. Ebenso sehr bedauern wir, daß Unrecht anderer Völker am liebsten totgeschwiegen wird. „Es mußte aber der Augenblick kommen – wenn wir im Bereich christlicher Ethik und westeuropäischer Zivilisation bleiben wollen – um zu sagen: 'Wir vergeben und bitten um Vergebung.' ... Der Appell des polnischen Episkopats an den deutschen stellt vor allem ein Problem dar, das sich nicht umgehen läßt, wenn man dem Christentum treu bleiben will: das Problem auch unserer Schuld gegenüber den Deutschen. ... Wir haben uns daran beteiligt, Millionen Menschen ihrer Heimat zu berauben. ... Das uns angetane Böse, auch das größte, ist aber keine Berechtigung und darf auch keine sein für das Böse, das wir selbst zugefügt haben; eine Aussiedlung der Menschen aus ihrer Heimat kann bestenfalls ein kleineres Übel sein, niemals eine gute Tat.“

Diese Gedanken Lipskis finden wir auch in der Rede, die der Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels 1986, Bartoszewski, in der Frankfurter Paulskirche hielt: „Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Umsiedler, Spätaussiedler – sie alle gehören zu den Opfern des Krieges, ebenso wie jene Polen, die infolge des Zweiten Weltkrieges ihre eigentliche Heimat in Lemberg, Wilna oder anderswo im europäischen Osten verloren haben. Die tragisch verwickelten historischen und politischen Umstände führten dazu, daß die Polen vielleicht besser als viele andere Völker in Europa in der Lage sind, die Leiden und Schwierigkeiten der Menschen zu verstehen, die gezwungen waren, ihre Heimatsorte zu verlassen. Sie verstehen auch das Problem der Spaltung eines Volkes, weil sie es selbst erlebt haben. Den Menschen ihre unmittelbare Heimat zu entziehen ist nie eine gute Tat, sondern immer eine böse Tat. ...“

Tor in die Zukunft

Dieses Schuldbekenntnis, das viele Polen sicher als unerträglich empfinden, dürfen wir nicht überhören. Wir stehen in der Gefahr anzunehmen, daß es nur von uns Deutschen erwartet wird. Allzu häufig bilden wir uns das ein. Gegenseitige Schuldgeständnisse dürfen nicht zur Aufrechnung von Schuld führen. Wer aufrechnet, will zu gerne auch abrechnen. Abrechnung aber darf es niemals geben, nicht zwischen einzelnen Menschen und nicht zwischen Völkern. Deutsche und Polen müssen alles tun, damit wir eine gemeinsame friedliche und freundschaftliche Zukunft haben. Dazu leisten Vordenker, auch wenn sie vielleicht alleine stehen, wichtige Beiträge. Gute Gedanken sind nicht erst dann gut, wenn sie regierungsmächtig sind. Wir dürfen jeden Gedanken begrüßen, der einen Wandel in den Ansichten zu gegenseitiger Achtung signalisiert. Die so denken, sind (noch) wenige Menschen, die aber viel bewegen. Gerhard Erb

Am 27. Juli, dem Haupttag Eures Treffens, werde ich gedanklich eine Brücke von Aldein nach Gemen schlagen. Und die Gedanken werden weiterwandern nach Danzig, nach Westpreußen, in ein fernes Land, das mir in Kindertagen so nahe war. Das Bild, das ich im Herzen trage, ist gezeichnet von frühem Licht und langen Schatten. Es ist verbunden mit Erlebnissen und Erfahrungen, die für den weiteren Lebensweg prägend geworden sind, mit vielen Abschieden und immer neuer Hoffnung. Manche Hoffnung hart noch ihrer Erfüllung: die Hoffnung auf Freiheit für ein gequältes Land, die Hoffnung auf neue Gemeinschaft von Polen und Deutschen, die sich so furchtbar entzweit haben, die Hoffnung auf Frieden, in dem die Saat der Wahrheit und Gerechtigkeit aufgeht.

Aus einem Brief von Dr. Felix Raabe, von 1960 – 1968 Bundesführer des BdkJ, unserer Arbeit seit jener Zeit verbunden und in früheren Jahren häufiger Teilnehmer und Referent bei den Gementreffen.

1186 - 1986 – 800 Jahre Kloster Oliva

1986 war für Oliva ein 3-faches Gedenkjahr: 60 Jahre war es am 1. Juli her, daß der kleine malerische etwa 10 km nördlich von Danzig gelegene Ort seine Selbständigkeit verlor und in die Stadt Danzig eingemeindet wurde; ebenfalls 60 Jahre sind vergangen, seit die ehemalige Zisterzienserklsterkirche am 3.1.1926 zur Kathedrale des am 30.12.1925 neu errichteten Bistums Danzig erhoben wurde; diese beiden „Jubiläen“ verblissen in ihrer Bedeutung jedoch gegenüber den 800 Jahren, vor denen nach neuesten Forschungen am 2. Juli 1186 die Gründung des Klosters Oliva gesichert anzunehmen ist.

Beim 40. Gementreffen durfte die Erinnerung an dieses Gedenkjahr nicht fehlen, und so wurde in einem ausführlichen Lichtbildervortrag die Bedeutung von Geschichte und Architektur des Klosters und der Kathedrale von den Anfängen bis heute gewürdigt. Nachstehend davon eine Zusammenfassung, der leider die Anschaulichkeit durch das reichhaltige Bildmaterial fehlen muß.

Ursprung

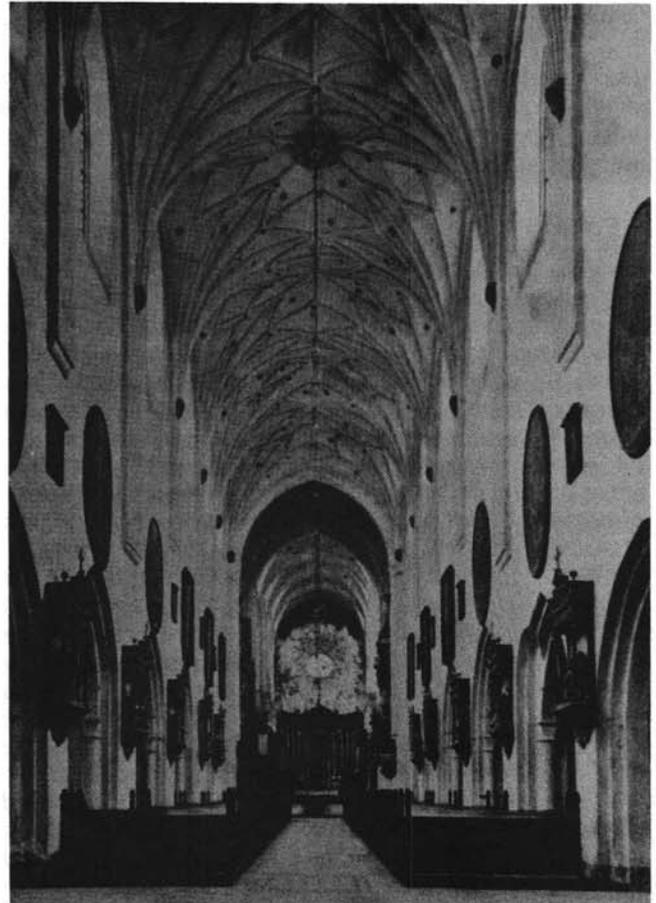
Der Ursprung des Klosters Oliva liegt in einer abgechiedenen Gegend Burgunds in Frankreich. Dort gründete in Citeaux (lat. Cistercium) 1098 der hl. Robert den Zisterzienserorden, dessen Mitglieder in einer Zeit der Verweltlichung des Ordenslebens wieder Ernst machen wollten mit der Regel des heiligen Vaters Benedikt, mit Armut, Keuschheit und Gehorsam. Es war damals jene Zeit großer religiöser Begeisterung, die zwei großartige geistliche Bewegungen um die Wende vom 11. zum 12. Jh. hervorbrachte: die Kreuzzüge und die Mission des europäischen Ostens. Der junge Zisterzienserorden nahm sich bald beider Anliegen an, besonders jedoch der Ausbreitung des christlichen Glaubens im deutschen und europäischen Osten. Von Citeaux und den 4 ersten Tochterklöstern La Ferté (1113), Potigny (1114), Morimont und Clairvaux (1115) aus trat der Orden gleichsam einen heiligen Zug durch ganz Europa an: binnen 150 Jahren wurden etwa 2000 Klöster gegründet. Das Prinzip des Ordens war es, daß – kaum daß eine Neugründung sich einigermaßen konsolidiert hatte – jeweils 12 Mönche mit dem Abt als Dreizehnten auszogen, um ein neues Kloster zu gründen. Die Klöster durften nur in unwirtschaftlichen, dem menschlichen Zusammenleben fernem Gebiet liegen, und die Mönche mußten sich alles, was sie zum Leben brauchten, durch ihrer Hände Arbeit selbst erwerben. Auf diese Weise entstand ein Missions- und Siedlungswerk, das in der abendländischen Geschichte nicht seines gleichen hat.

Die Gründung von Oliva

Der Weg nach Oliva begann für den Orden in Clairvaux, dem Kloster des hl. Bernhard. Dieser war 1112 mit 30 Gefährten in den Orden eingetreten. Er wurde der große geistige Vater des Ordens und auch der Missionsbewegung und gründete selbst 68 Klöster. Von Clairvaux aus wurde 1154 das Kloster Esrom in Dänemark gegründet, von dort aus 1173 das Kloster Kolbatz in Pommern, das bereits Mutterkloster von Oliva wurde.

Genauere Angaben über die Vorgeschichte des Klosters Oliva besitzen wir nicht. Zu jener Zeit herrschte am unteren Weichsellauf das Fürstengeschlecht der Samboriden, ihr Herzogtum hieß Pommerellen, dessen Hauptstadt Danzig war.

Eine Legende berichtet, daß einst der Herzog Subislaus I, der in der 2. H. d. 12. Jh. Herzog von Pommerellen war, auf einer Jagd von einem Eber verletzt worden sei. Ein Einsiedler habe ihn gefunden und gesund gepflegt. Im Traum sei ihm ein Engel mit einem Ölzweig in der Hand erschienen, der ihn aufgefordert habe, sich zum Christentum zu bekehren und ein Kloster zu errichten. Subislaus habe sich daraufhin taufen lassen und die

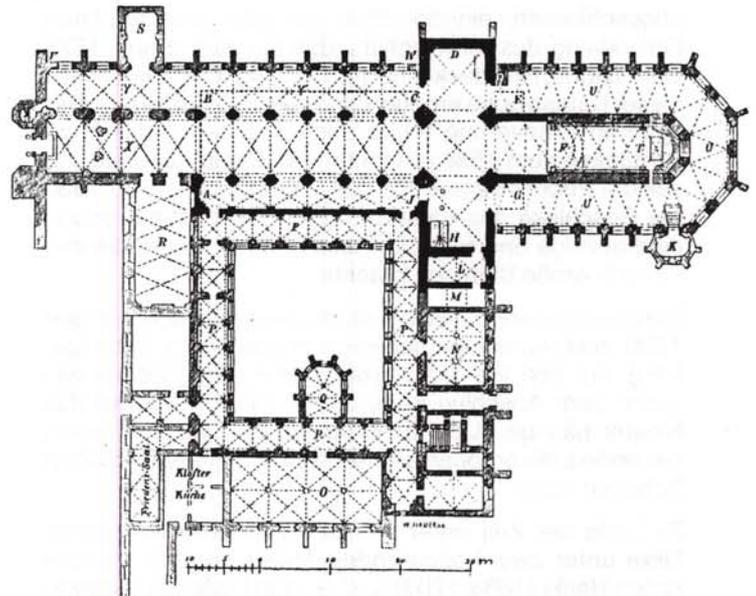


Oliva, Kathedrale/Mittelschiff, von Westen

Mönche aus Kolbatz ins Land gerufen, die dann dem neuen Kloster den Namen Oliva gaben nach dem Ölzweig in des Herzogs Traum. Kern dieser Legende ist wohl, daß etwa um 1180 zwischen dem Kloster Kolbatz und dem Herzog Subislaus Verhandlungen stattgefunden haben müssen, ein Kloster zu gründen. Eine bis vor wenigen Jahren durch die Jahrhunderte hindurch für echt gehaltene Urkunde gab den 18. März 1178 als Gründungstag des Klosters an. Diese Urkunde ist jedoch seit kurzem als eine Fälschung aus der Zeit um 1230 erkannt worden. Neueste Forschungen lassen aber das Datum des endgültigen Einzugs des Konvents am 2. Juli 1186 aus der Urkundenlage absolut gesichert erscheinen, ebenso auch die Gründung durch den Herzog Subislaus I (gest. 1187).

Unter der Herrschaft der Samboriden

In den rund 90 Jahren unter der Herrschaft der Pommereller-Herzöge bis zum Tode von Mestwin II (1294) hat das Kloster Oliva sich sehr schnell zu einer bedeutenden Pflanzstätte christlicher Kultur im Weichselgebiet entwickelt. Subislaus und seine Nachfolger statteten es mit reichen Gütern und Privilegien aus und bestimmten es zur Begräbnisstätte ihrer Familien. Das Einflußgebiet des Klosters reichte von südlich Dirschau bis hinauf zur Ostsee. Die Tätigkeit der Mönche erstreckte sich einerseits auf die Seelsorge – bis 1300 wurden schon 8 Pfarreien gegründet – andererseits auf die Entwicklung und Ordnung der Landwirtschaft. 1260 wurde in Zarnowitz das einzige Tochterkloster gegründet, ein Nonnenkloster. Es gab aber auch schwere Rückschläge, besonders durch die Einfälle der östlich der Weichsel lebenden heidnischen Pruzen. Diese zerstörten 1224 das Kloster total und ermordeten alle Mönche, so daß es von Kolbatz aus neu besetzt werden mußte. 1236 brandschatzten sie es erneut und töteten wieder 6 Mönche und 34 Laienbrüder. Ein zweiter Grund für Unruhen waren die langjährigen Auseinandersetzungen zwischen dem bedeutendsten Pommerellerherzog Swantopolk (1220-66) und dem Deutschen Ritterorden, während derer Oliva dreimal schweren Schaden nahm. Als das Samboridenhaus 1294 ausstarb, wurde auch das Kloster in den Streit um den Besitz Pommerellens hineingezogen, der schließlich 1308 durch die Inbesitznahme des Landes durch den Deutschen Ritterorden endete.



- aus der Zeit von 1224 - 39
 - ▨ Erbaut 1350 - 55
 - ▩ nach 1577
- | | |
|-----------------------------|---------------------------|
| A - J Kirche vor 1350 | K Kreuzkapelle |
| U - X Erweiterung nach 1350 | N Kapitelsaal (Sakristei) |
| S Nepomukkapelle | P Kreuzgang |
| R Marienkapelle | Q Brunnenkapelle |
| F - T Presbyterium | O Refektorium |
| U Chorumgang | L, M alte Sakristei |

Unter der Herrschaft des Deutschen Ritterordens

Der Deutsche Ritterorden stand im 14. Jh. auf der Höhe seiner Macht. Das ganze Ordensland war fest in seiner Hand, seit 1309 war Marienburg Hochmeistersitz. Die neuen Herren betrachteten das Wirken der Zisterzienser zunächst mit Mißtrauen und waren an einer Ausbreitung seines Einflusses und Vermehrung seines Besitzes nicht sonderlich interessiert. So ist es zu erklären, daß es im Ordensland außer Oliva und Pelplin keine weiteren Zisterzienserklöster gab. Dennoch haben die Ritter recht bald die Tätigkeit der Mönche schätzen gelernt. Unter der geordneten Herrschaft, unter der das Land über 100 Jahre in Frieden leben konnte, erlebte das Kloster Oliva seine erste Blüte, die sich vor allem im Ausbau des Wirtschaftsbetriebes zeigte, besonders in der Gründung einer großen Zahl von handwerklichen Betrieben, Mühlen, Sägewerken und Eisenhämmern, von denen heute noch manche Namen in der Umgebung von Oliva Zeugnis geben.

In diese Zeit friedvollen Ausbaus fällt jedoch auch das größte Unglück aus nichtkriegerischem Anlaß, daß das Kloster in seiner Geschichte befiel: am Karfreitag 1350 zerstörte ein in der Küche entstandener Brand fast die gesamte Klosteranlage, nur wenige Mauern der Kirche und der Klostergebäude blieben übrig. Zu dieser Zeit war die Kirche eine kreuzförmige Basilika mit hohem Mittelschiff von 6 Jochen, 2 niedrigen schmalen Seitenschiffen, einem Querhaus mit 2 im Osten angebauten Kapellen und einem wahrscheinlich halbrund geschlossenen Chorraum von 2 Jochen. Das Unheil wandelte sich jedoch alsbald zum Heil: Spenden aus dem ganzen Land setzten die Mönche in die Lage, binnen 5 Jahren ihre Klosteranlage wieder zu errichten, wobei sie die Kirche um das doppelte vergrößerten auf die Ausmaße, die sie heute noch hat (s. Grundrißplan).

Unter polnischer Oberhoheit

Der Niedergang des Deutschen Ritterordens nach der Schlacht bei Tannenberg 1410 und dem 13jährigen Krieg mit den preußischen Städten brachte auch Oliva durch den 2. Thorner Frieden 1466 unter die Oberhoheit Polens. Von Beginn an sah sich der Konvent gegenüber der neuen Landesherrschaft mannigfachen Spannungen ausgesetzt, zumal er sich im wesentlichen aus Mönchen deutscher Sprache und Herkunft zusammensetzte. Bereits 1480 wurden die Klöster Oliva und Pelplin aufgefordert, sich dem Visitator der polnischen Klöster zu unterstellen, doch das Generalkapitel entschied 1487 noch, daß sie dem der norddeutschen Klöster unterstellt wurden. Als jedoch in Deutschland die Reformation ausbrach, lehnten sich die preußischen Klöster stärker an Polen an. 1538 erhielt der polnische König das Recht zur Ernennung der Äbte, die seitdem meist polnische Adelige waren, die häufig nicht im Kloster weilten. In der 2. H. des 16. Jh. verfiel Klosterzucht und Ordnung immer mehr, so daß es gegen 1570 nur noch 12 Brüder und einen Priestermonch in Oliva gab. 1577 geriet dann das Kloster in den Strudel der politischen Auseinandersetzung zwischen Danzig und dem polnischen König Stephan Barthory, der die Stadt belagerte, da sie ihm die Huldigung ohne seine vorherige Anerkennung ihrer Privilegien verweigerte. Die Danziger Bürger – zu der Zeit schon meist protestantisch – beschuldigten das Kloster Oliva der Unterstützung des Königs. Im Februar 1577 überfielen Danziger Landsknechte, denen sich viel Volk angeschlossen hatte, das Kloster, plünderten es, zündeten es an und zerstörten die gesamte Inneneinrichtung. Einige Mönche wurden erschossen, andere verschleppt. Den Einriß der Mauern verhinderten zurückkehrende königliche Truppen.

Den Wiederaufbau nahmen die Mönche bereits 1578 in Angriff. Die Danziger mußten hierfür 20.000 Gulden bezahlen. 1582 war der Bau der Kirche im wesentlichen

abgeschlossen, einschließlich der jetzt erst erfolgten Einwölbung des Mittelschiffs, das bis zum Brand 1577 eine flache Holzdecke hatte. So ging Oliva auch aus dieser Katastrophe erneuert und verschönert hervor. Der äußeren Erneuerung folgte dann auch eine innere, zu verdanken dem 1589 ernannten Abt David Konarski und seinem Prior Philipp Adler, der 40 Jahre von 1590-1630 die Geschichte des Klosters wesentlich bestimmte und eine geistige und religiöse Reform durchführte, die ihm seine 2. große Blütezeit brachte.

Die anschließende Zeit war stark überschattet durch den 1599 ausbrechenden schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg, der erst am 3. Mai 1660 durch den „Frieden von Oliva“ zum Abschluß kam, und in dessen Verlauf das Kloster häufigen Überfällen ausgesetzt war, bei denen besonders die erneuerte Inneneinrichtung wieder großen Schaden nahm.

Zu Ende der Zeit unter polnischer Oberhoheit erlebte Oliva unter zwei bedeutenden Äbten, nämlich Michael Anton Hacki (1683-1703) und Joseph Hyacinth Rybinski (1740-82) eine kurze dritte Blütezeit. Der erstgenannte tat sich besonders durch die Förderung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit hervor, wie auch durch einige wichtige Baumaßnahmen, u.a. die Anlage des heutigen Hochalters und des Hauptportals. Der zweite förderte besonders die Kirchenmusik und die Gartenbaukunst. In seine Regierungszeit fallen die Errichtung der beiden neuen Orgeln – von denen die große mit über 100 Registern und über 5000 Pfeifen damals die größte der Welt war –, die Umgestaltung der Westfassade mit der Krönung der Türme durch Kupferhauben, wie auch der Bau des barocken Abtschlusses mit der Anlage des herrlichen Schloßparks.

Unter der Oberhoheit Preußens

1772, durch die 1. Teilung Polens, fiel Oliva an Preußen. Schon am 1.11.1772 wurde durch Kabinettsorder Friedrichs II. das Vermögen der Klöster eingezogen und nur 50 % des Ertrages für den Unterhalt der Insassen festgesetzt. Ab 1810 war die Aufnahme neuer Novizen untersagt. Nach dem Tod von Abt Rybinski 1782 wurde Prinz Johann Karl von Hohenzollern-Hechingen, ein pensionierter Obrist, zum Nominal-Abt ernannt, nach dessen Tod 1803 sein Neffe Joseph von Hohenzollern-Hechingen. Beide waren zugleich auch Fürstbischöfe von Ermland, der letztere war ein frommer und geistvoller Mann, dem wir Danziger die Einführung unserer Vesperandacht verdanken. Auf die Entwicklung des Klosters hatten beide jedoch kaum noch einen Einfluß; als es am 1.10.1831 endlich aufgehoben wurde, lebten nur noch 8 Mönche und ein Bruder im völlig verarmten Anwesen. Die Klosterkirche wurde Pfarrkirche von Oliva, die bisherige Pfarrkirche St. Jakob erhielten die evangelischen Gläubigen. Die restlichen Mönche mußten das Kloster verlassen, ihr letzter Prior, Jakob Bluhm, wurde 1. Pfarrer von Oliva. Ein Teil der Klostergebäude wurde abgerissen, jedoch blieben die architektonisch bedeutendsten Teile erhalten, besonders die Kirche.

Oliva als Bischofssitz

Fast 100 Jahre gingen dann ins Land, in denen Ort und Kloster in Vergessenheit gerieten, nur hin und wieder wurden sie wegen der besonders schönen Lage erwähnt. Erst als nach dem 1. Weltkrieg am 15.11.1920 durch den Versailler Vertrag die Freie Stadt Danzig errichtet wurde, wurde durch das Bemühen der Danziger Katholiken auch die kirchliche Verwaltung neu geregelt. Das

bisher zu den Diözesen Kulm und Ermland gehörende Danziger Staatsgebiet wurde zunächst am 22.4.1922 zu einer Apostolischen Administratur vereinigt und dann am 30.12.1925 als exemtes Bistum bestätigt. Die ehrwürdige ehemalige Klosterkirche von Oliva wurde zur Kathedrale erhoben, das Kloster selbst wurde Sitz des Bischofs.

Die friedvolle kirchliche Arbeit in der neuen Diözese währte nur kurz. Schon bei der Amtsübernahme des Bischofs Dr. Carl Maria Splett, der nach der Resignation des 1. Bischofs Eduard Graf O'Rourke am 24.8.1938 geweiht wurde, zeichnete sich die unheilvolle politische Entwicklung ab, die am 1. September 1939 in Danzig zum Ausbruch des 2. Weltkrieges führte. Sein schreckliches Ende brachte den deutschen Danzigern die Vertreibung aus der Heimat, dem Danziger Bischof die Verurteilung zu 8 Jahren Zuchthaus durch ein polnisch-kommunistisches Gericht, und nach deren Verbüßung und 2 weiteren Jahren der Verbannung 1956 die Abschiebung in die Bundesrepublik Deutschland. Dort hat Bischof Dr. Splett noch bis zu seinem Tode am 5.3.1964 in Düsseldorf eine segensreiche Tätigkeit für seine vertriebenen Danziger Diözesanen entfaltet. Das ehemalige Kloster nahm durch die Kriegereignisse in den letzten Tagen nur geringen Schaden: die Fassade der Kathedrale wurde beschädigt, die Turmhelme wurden abgeschossen, das Abtschloß brannte aus; wie schon so oft in den 8 Jahrhunderten wurde geplündert, jedoch blieben die meisten Kunstschätze unversehrt.

Oliva heute

Inzwischen regiert in Oliva seit dem 2.2.1985 der 5. Bischof von Danzig, Dr. Tadeusz Gocłowski, unterstützt von seinem Weihbischof Dr. Zygmunt Pawłowicz, der in Danzig geboren ist. Beide Bischöfe gelten als kontaktfreudig auch zu Danziger Besuchern ihrer alten Heimat und haben brüderliche Beziehungen zu Danziger Priestern in der Bundesrepublik, wo seit 26.4.87 bereits auch der dritte Nachfolger von Bischof Dr. Splett, der aus Oliva stammende Prälat Johannes Bieler, als Apostolischer Visitor die besonderen seelsorglichen Aufgaben für jene Danziger wahrnimmt, die nicht mehr in ihrer Heimat leben dürfen.

Die Kathedrale zu Oliva und die ehemalige Klosteranlage haben in den letzten Jahren eine gründliche Renovierung erfahren, die Kriegsschäden wurden beseitigt, das Schloß ist wieder aufgebaut, der Schloßpark wieder in gutem gepflegtem Zustand. Tausende von Besuchern aus Polen und vielen Ländern in Ost und West besuchen jährlich die 800 Jahre alte geschichtsträchtige Stätte und erleben vor allem die mehrmals täglich stattfindenden Orgelkonzerte. Die Kathedrale inmitten des Klosterkomplexes, der vor wenigen Jahren durch den Anbau eines Priesterseminars ergänzt wurde, ist nach wie vor der Mittelpunkt der heute polnischen Diözese Danzig.

Aber auch für viele, die nach 1945 die Heimat verlassen mußten, ist Oliva immer noch ein Stück geistige Heimat geblieben. Eine Wiederbegegnung mit Oliva weckt viele Erinnerungen, oft auch schmerzliche. Die Beschäftigung mit seiner Geschichte läßt aber auch still werden im Bewußtsein der 800jährigen Vergangenheit, in der Oliva trotz der oft wirren Zeitabläufe immer wieder Ort des Heils für das Land geworden ist. Sie gibt darum auch Hoffnung für die Zukunft, daß besonders die Kathedrale von Oliva eine Stätte des Gebetes für eine tiefe geistige Versöhnung zwischen Polen und Deutschen sein und bleiben möge.

Gerhard Nitschke

Seelsorge – unser bleibender Auftrag

Es wird sehr oft die Frage gestellt, ob eine eigene Vertriebenenseelsorge überhaupt noch notwendig sei; denn die Vertriebenen hätten sich längst in die neuen Gemeinden integriert und sie würden auch gut pastoral versorgt, eine spezielle Vertriebenenseelsorge wäre damit überflüssig geworden.

Es gibt viele Familien, die immer noch nicht richtig hier zu Hause sind und deswegen über die notwendige Seelsorge jetziger Gemeinden hinaus, immer noch eine seelsorgliche Betreuung brauchen und suchen. Sie lassen sich das sogar manches kosten. Eine volle Integration ist eine Sache von drei bis vier Generationen. Und so kommen die Vertriebenen und ihre Angehörigen regelmäßig zu unseren Treffen. Sie sprechen gern davon, wie es zu Hause war. Nach dem Treffen kann man von ihnen hören, daß sie sich mal wieder richtig wie zu Hause gefühlt hätten. Deswegen wird man bei unseren Treffen die Zeit und Gelegenheit, einfach zu „plachandern“, nicht zu kurz bemessen dürfen. Die Gefahr, daß diese Begegnung zu kurz kommt, ist immer dann gegeben, wenn zuviel und zu lang ein Programm abgewickelt wird. Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß bei unseren Treffen nur in Erinnerung geschwelgt werden dürfte! Es muß auch die geistige Kraft unserer Heimat in Vortrag und Diskussion, in der Bewältigung unserer Probleme zum Tragen kommen. Sonst läuft sich die Begegnung tot. „Immer dasselbe!“

Wie überhaupt eine moderne Seelsorge ohne den Kontext religiöser Erwachsenenbildung nicht möglich ist, so auch nicht die Vertriebenenseelsorge. Es wird Aufgabe der Verantwortlichen sein, dafür zu sorgen, daß immer eine gute Mischung zusammenkommt. Wichtig ist auch die Thematik! Sie ist uns von der Heimat her zunächst vorgegeben. Unsere Heimat darf im Bewußtsein unserer Nachkommen nicht untergehen. Deswegen müssen wir immer dankbar sein, daß es Frauen und Männer gibt, die unsere Heimat in kulturellen, sozialen und politischen Teilbereichen uns so vor Augen halten können, daß sie in uns lebendig bleiben kann. Dazu gehören auch Darstellungen aus dem kirchlichen Leben, seiner Geschichte und seiner heutigen Wirklichkeit. Das ostdeutsche Erbe darf nicht untergehen.



Prälat Wothe beim Festgottesdienst in Gemen 1985

Die geistigen Voraussetzungen für Versöhnung und Neubegegnung mit Polen müssen erarbeitet werden.

Vielleicht wird man in Zukunft – auch in Vorträgen und Diskussionen – bei unseren Treffen mehr und öfter Glaubensfragen behandeln können. In vielen Gesprächen wurden mir dahingehende Wünsche vorgetragen. Die Glaubensverkündigung darf sich nicht nur auf die Predigt bei unseren Treffen beschränken.

Auf derselben Linie liegt das Problem der Begegnung zwischen unseren Heimatpriestern und unseren Vertriebenen bei unseren Treffen. Diese Begegnung mit dem Priester darf sich nicht nur auf den Gottesdienst beschränken. Dieses Problem ist mir von manchen Priestern, aber auch von manchem Laien vorgetragen worden. Bei unseren Treffen singen wir gern und immer wieder unsere Danziger Vesper. Das ist schön, richtig und wichtig. Zu einer Vesper braucht man nicht unbedingt den Priester – nur zum Sakramentalen Segen, der allerdings nach heimatlichem Brauch immer angehängt wurde, und auf den ich nicht leicht verzichten möchte. Wenn aber kein Priester anwesend ist, kann man die Vesper auch ohne denselben singen. Das wird man für den Fall einüben müssen, daß auch wir unter dem

Priestermangel einmal spürbar zu leiden hätten und kein Priester bei unseren Treffen wäre. Wenn nun auch die Vesper als Grundform unserer Treffen geradezu vorgegeben ist, so sollte man aber auch hin und wieder die Möglichkeit bieten, daß sich unsere Gemeinde mit dem Heimatpriester zur Eucharistiefeier versammelt. In der Heiligen Messe bilden wir eine heilige Gemeinschaft, die *Communio Sanctorum*. Das bedeutet, daß wir bei unseren Treffen gelegentlich anders strukturieren müssen.

Drei Dinge, meine ich, sollten für die Seelsorge an unseren Vertriebenen in Zukunft noch stärker beachtet werden – wenigstens bei uns Danzigern.

1. Es sollte gelegentlich ein Einkehr- oder Besinnungstag für unsere Landsleute möglich gemacht werden, also ein Tag unter uns in geistlicher Gestaltung. In der Ausrichtung eines solchen Tages haben wir noch wenig Erfahrung, aber es müßte möglich sein (Pfarrheim, Schwesternhaus, Klassenzimmer!). Besondere Probleme können sich für die Verpflegung ergeben; denn man kann nicht gut wie bei einer Bildungsveranstaltung dann „irgendwohin“ zum Essen gehen.

2. Wir haben das schöne und gute Heft mit Danziger Kirchenliedern. Es wird in Zukunft mehr Zusammenkünfte geben müssen, in denen die Pflege des heimatlichen Liedes im Mittelpunkt steht. Im gemeinsamen Singen der heimatlichen Lieder steht eine großartige Kraft gemeinschaftlicher Bindung in menschlichem Zusammensein und in Verbindung zur Heimat.

3. Es sollten neue Wege gesucht werden, gemeinsam zu wallfahrten. Es gibt fast überall hierzulande kleine Wallfahrtsorte, die sich für Gruppenwallfahrten eignen. Statt sich in einem Pfarrheim zu Vortrag, Kaffee und Kuchen – vorher selbstverständlich zur Vesper! – zu treffen, sollten wir mal eine kleine Wallfahrt machen. Auch darin haben wir so recht keine Übung, obwohl man den Ostdeutschen gern nachsagt, die Wallfahrt gehöre zu ihrem kirchlichen Lebensvollzug. Wir gingen früher schon mal zum Annaberg nach Haltern, oder nach Neviges. Das ist eingeschlafen, die Orte waren auch vielleicht nicht richtig ausgewählt. Vielleicht fehlte es auch an Organisation. Aber wir sollten neu überlegen: In der richtigen Wallfahrt steckt auch etwas von jener geistlichen Kraft, die den Glauben uns lebendig erhalten kann – den Glauben, den wir aus unserer Heimat mitgebracht haben.

Prälat Wothe

CHRONOLOGIE DER SPRECHER
UND VORSTÄNDE

Gemen 1947	Gründung der GEMEINSCHAFT DER DANZIGER KATH. JUGEND	Jugendseelsorger: Alex Olbrisch Jungenführer: Gerhard Hoppe Mädchenführerin: Eveline Drossel
Gemen 1948	Jugendseelsorger: Alex Olbrisch Jungenführer: Gerhard Hoppe Stellvertreter: Joachim Behnke Mädchenführerin: Luzia Ewald für die Ostzone: Irmgard Schmidt	
Gemen 1949 und 1950	Jugendseelsorger: Alex Olbrisch Jungenführer: Joachim Behnke Mädchenführerin: Luzia Ewald	
Gemen 1951	1. Ordnung der Gemeinschaft Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe Jungenführer: Joachim Behnke Mädchenführerin: Eva Ewald	
Gemen 1952	Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe Jungenführer: Joachim Behnke Stellvertreter: Gerhard Nitschke Mädchenführerin: Eva Ewald Stellvertreterin: Elisabeth Bieler	
Gemen 1953	Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe Jungenführer: Joachim Behnke Stellvertreter: Gerhard Nitschke Mädchenführerin: Irmgard Klaffke Stellvertreterin: Regina Reier	
Gemen 1954 und 1955	Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe Jungenführer: Joachim Behnke Stellvertreter: Gerhard Nitschke Mädchenführerin: Eva Ewald Stellvertreterin: Ingrid Neudeck	
Gemen 1956	2. Ordnung: „Gesetz der Gemeinschaft“ Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe 1. Sprecher: Joachim Behnke Jungenführer: Gerhard Erb Mädchenführerin: Ingrid Neudeck	
Gemen 1957	Jugendseelsorger: Gerhard Hoppe 1. Sprecher: Joachim Behnke Jungenführer: Gerhard Erb Mädchenführerin: Ingrid Sowa	
Gemen 1958	Jugendseelsorger: Pater Stephanus Pfürtner 1. Sprecher: Joachim Behnke Jungenführer: Gerhard Erb Mädchenführerin: Ingrid Sowa	
Gemen 1959	Jugendseelsorger: Pater Stephanus Pfürtner 1. Sprecher: Gerhard Erb Jungenführer: Ulrich Oschem Mädchenführerin: Ingrid Sowa	
Gemen 1960 und 1961	Jugendseelsorger: Pater Stephanus Pfürtner 1. Sprecher: Gerhard Erb Jungenführer: Wolfgang Meinhardt Mädchenführerin: Ingrid Alba	
Gemen 1962	Jugendseelsorger: Gerhard Schröder 1. Sprecher: Franz-Josef Benk Jungenführer: Wolfgang Meinhardt Mädchenführerin: Carola Alba	
Gemen 1963	Jugendseelsorger: Gerhard Schröder 1. Sprecher: Franz-Josef Benk Jungenführer: Wolfgang Meinhardt Stellvertreter: Franz Martin Neudeck Mädchenführerin: Dorothea Pfürtner	

Hans Leenen erinnert sich

Hans Leenen war von 1946 bis 1976 Verwaltungsleiter der Jugendburg Gemen, wir nannten ihn den „Burgvogt“. Auch nach seiner Pensionierung steht er – den wir beim 20. Gementreffen zum „Ehrendanziger“ ernannt haben – unserer Arbeit weiterhin nahe und war mit seiner Frau auch Gast beim 40. Gementreffen. Auf unsere Bitte hin schrieb er uns für die Festschrift einige Erinnerungen:

Was soll ich von den Begegnungen mit euch Danzigern im Detail noch wissen in meiner dreißigjährigen Tätigkeit auf der Burg. War doch meine Tätigkeit immer an der Peripherie angesiedelt, euch dienend den Aufenthalt auf der Burg von der Organisation her zu unterstützen und möglichst reibungslos zu halten.



Dank an Hans Leenen beim 25. Gementreffen 1971

Viele Treffen von ostvertriebener Jugend habe ich erlebt und begleitet. Was allen für uns aus der Hausgemeinschaft der Burgangestellten besonders auffiel: Alle sangen frohe Lieder am Morgen bis in den späten Abend. Diese Lieder kannten wir größtenteils schon durch den ersten Burgkaplan Bernard Wormland und sangen mit.

Im Laufe der Jahre fand die katholische Jugend aus dem Ermland, Glatz, Schlesien und Waldeck andere Begegnungsstätten. Nur die aus Danzig hält der Burg die Treue bis auf den heutigen Tag. Die Katholische Jugend des Bistums Danzig in der Vertreibung wurde eine Erwachsenenorganisation, das Adalbertus-Werk e.V.

Im Kriege reifte in mir der Entschluß, wenn ich heil wieder nach Hause kommen würde, für die Jugend dazusein und ich dachte an den Beruf des Herbergvaters. Der bot sich 1946 am Aufbau in der Burg Gemen zu einer Jugendbildungsstätte des Bistums Münster.

An euer erstes Gementreffen erinnert mich einmal das Klettern in den Balloder Jungfernturm, um noch über der Wetterfahne das Banner mit dem Danziger Wappen zu hissen. Die Leute sagen, weil das Rot aus der Ferne dominierte: Die Kommunisten sind auf dem Schloß. Und das andere Mal: als zwei Jungmänner von euch aus dem Auto des Dr. Wothe einen großen Sack mit Erbsen holten – eine Rarität 1947 – und diesen in die Küche schleppten. Selbstverständlich unterstützte ich euch in der Organisation für allemöglichen Bereitstellungen, sei es für die Vorträge, Liturgie, Vesper, Lichterprozession zum Schwestergarten und Abendveranstaltungen.

Oft habe ich mit euch gebetet. Hatte auch ich schwere Schicksale zu tragen: I c h war heimgekehrt, aber meine Familie durch Bomben zerstört. Euch bin ich erst nähergekommen durch Professor Lenz-Medoc; denn ich suchte meine Arbeit so einzuteilen, daß ich seine Vorträge erleben konnte, wie bei den internationalen Studententreffen der Pax Romana.

Oft fand ich euer Tun arrogant. Ich suchte nach den Gründen meines Eindrucks. Ob das an der „Insellage“ Danzigs zum Reich gelegen hat? – Das stimmt aber nicht mit der Arroganz. Das ist der Freimut zum Nachdenken und Umdenken in eurer geistigen, kulturellen und sozialen Verantwortung für Europa. Das scheint auch heute noch in den „Pösten“ Danzigs zu hängen.

Jedenfalls habe ich meine Meinung schon lange korrigiert. Jesus Christus ist euch Mitte all eurer Überlegungen und Diskussionen. Das tritt deutlich in den Veröffentlichungen zutage. Ohne Rachsucht geht ihr eure Probleme an, sucht Toleranz, Freiheit und Frieden zu fördern, wie wir es im Westen mit Frankreich geschafft haben.

Ich sehe noch immer das Bild der Mutter Gottes an der Ostseite der Marienburg, wie sie mit großen Augen gegen Osten schaut. An meinem Auto habe ich den Aufkleber der Pax-Christi-Bewegung. Leider zeigt sich diese Bewegung oft linkslastig, wie wir sagen. Man sollte es deutsch sagen: Friede-Christi-Bewegung; dann käme die missionarische Aufgabe besser ins Bild für Nord und Süd, Ost und West und nicht zuletzt an uns selbst. Hans Leenen

Gemen 1964	Jugendseelsorger:	Gerhard Schröder
	1. Sprecher:	Franz-Josef Benk
	Jungenführer:	Veit Neudeck
	Mädchenführerin:	Dorothea Pfürtner
ab März 1965	Jugendseelsorger:	Günter Schilke
Gemen 1965	Jugendseelsorger:	Günter Schilke
	1. Sprecher:	Franz-Josef Benk
	Jungenführer:	Veit Neudeck
	Mädchenführerin:	Brigitte Roger
Gemen 1966	Jugendseelsorger:	Günter Schilke
	1. Sprecher:	Rupert Neudeck
	Jungenführer:	Bernhard Meinhardt
	Mädchenführerin:	Charlotte Neumann
Gemen 1967	Jugendseelsorger:	Günter Schilke
	1. Sprecher:	Franz-Josef Benk
	Jungenführer:	Walter Kurianowski
	Mädchenführerin:	Charlotte Neumann
Gemen 1968	3. Ordnung der Gemeinschaft	
	Jugendseelsorger:	Günter Schilke
	1. Sprecher:	Volker Alba
	Stellvertreter:	Franz Martin Neudeck
	1. Sprecherin:	Monika Wienhold
	Stellvertreterin:	Annelie Kadell
Gemen 1969	Rücktritt der gesamten Führung	
	der Apostolische Visitator zieht die Führung an sich	
13./14.12.69	außerordentliche Hauptversammlung in Düsseldorf	
	Annahme einer neuen Ordnung	
	Umbenennung der Gemeinschaft in:	
	ADALBERTUS-JUGEND,	
	Katholische Jugend aus Danziger Familien	
	Jugendseelsorger:	Adalbert Sprint
	Sprecher:	Franz Martin Neudeck
	Sprecherin:	Gabriele Resmer
Gemen 1971 und 1973	Jugendseelsorger:	Adalbert Sprint (bis 1972)
	Sprecher:	Franz Martin Neudeck
	Sprecherin:	Monika Schulz
Gemen 1975	Sprecher:	Richard Mantikowski
	Sprecherin:	Monika Schulz
ab Nov. 76	Sprecher:	Franz Martin Neudeck (kommissarisch)
Gemen 1977	Sprecher:	Claus Gollmann
	Sprecherin:	Monika Schulz
Gemen 1979	Sprecher:	Claus Gollmann
	Sprecherin:	Dorothea Gerenkamp
Gemen 1981	Geistlicher Beirat:	Adalbert Sprint
	Sprecher:	Norbert Czerwinski
	Sprecherin:	Dorothea Gerenkamp
Gemen 1982	Änderung der Ordnung von 1969	
	Geistl. Beirat:	Adalbert Sprint
	Sprecher-Team:	Norbert Czerwinski
		Viola Nitschke
		Veronika Schönhofer
		Stephan Erb
Gemen 1983	Geistl. Beirat:	Adalbert Sprint
	Sprecher:	Norbert Czerwinski
	Sprecherin:	Veronika Schönhofer
	Stellvertreter:	Viola Nitschke
		Regina Ordowski
Gemen 1985	Geistl. Beirat:	Adalbert Sprint
	Sprecher:	Stephan Erb
	Sprecherin:	vakant
	Stellvertreter:	Norbert Czerwinski
		Wolfgang Nitschke

Gemen 1986	Geistl. Beirat: Sprecher: Sprecherin: Stellvertreter:	Adalbert Sprint Stephan Erb Ursula Ordowski Arndt Brede Wolfgang Nitschke
3. Dez. 1960 Köln	Gründung des Bildungswerk der Danziger Katholiken	ADALBERTUS - WERK e.V.
	1. Vorsitzender: Stellv. Vorsitzender: Kassenwart: Geistl. Beirat:	Edmund Neudeck Joachim Behnke (gest. 25.1.1966) Johannes Schilke Prof. Dr. Franz Josef Wothe
Gemen 1966	Änderung der Satzung und Neuwahlen	
	1. Vorsitzender: Stellv. Vorsitzender: Schriftführer: Kassenwart: Beisitzer:	Edmund Neudeck Albert Posack (gest. 11.7.1976) Gerhard Nitschke Johannes Schilke Elfriede Grunwald Gertrud Salewski Franz-Josef Benk Hubert Erb Erwin Golm Ulrich Hevelke Johannes Tucholski
	geb. Mitglieder:	Prof. Dr. F. J. Wothe (Geistl. Beirat) Gerhard Erb (Vertreter der Jugend)
Gemen 1968	Geistl. Beirat:	Prof. Dr. Franz Manthey (gest. 7.8.'71)
Gemen 1970	Kassenwart:	Johannes Tucholski
Gemen 1972	Verabschiedung einer neuen Satzung (29.7.1972) Der Vorstand von 1966 bleibt im Amt, die Ämter der Beisitzer entfallen gemäß der neuen Satzung.	
Gemen 1975	Geistl. Beirat:	Kon. Rat Johannes Goedeke
Gemen 1977	Neuwahlen: 1. Vorsitzender: Stellv. Vorsitzender: Schriftführer: Kassenwart: Geistl. Beirat: Vertreter der Jugend:	Edmund Neudeck Gerhard Nitschke Gerhard Erb Johannes Tucholski Kons. Rat Johannes Goedeke einer der Sprecher der Adalbertus-Jugend
Gemen 1986	Neuwahlen: 1. Vorsitzender: Stellv. Vorsitzende: Die weiteren Vorstandsmitglieder verbleiben im Amt	Gerhard Nitschke Dorothea Gerenkamp

Neuer Vorstand

Die Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werkes wählte am 26. Juli 1986 in Gemen einen neuen Vorstand. Edmund Neudeck, der seit Gründung des Adalbertus-Werkes den Vorsitz geführt hatte, trat wegen seines Alters zurück. Zum einzigen Kandidaten für die Nachfolge wurde Gerhard Nitschke benannt. Er erzielte mit 87,2 Prozent der Stimmen ein hervorragendes Wahlergebnis. Einen noch größeren Vertrauensbeweis erhielt Dorothea Gerenkamp, die bei nur einer Stimmenthaltung einstimmig zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt wurde. Mit ihr sind die jungen Erwachsenen im Vorstand des Adalbertus-Werkes hervorragend vertreten.



Dorothea Gerenkamp
die neue stellvertretende Vorsitzende

Die anderen Vorstandsmitglieder verblieben in ihren Ämtern: Konsistorialrat Johannes Goedeke als Geistlicher Beirat, Johannes Tucholski als Kassenwart und Gerhard Erb als Schriftführer; sie standen nicht zur Wahl.

Auf Vorschlag des neuen 1. Vorsitzenden ernannte die Mitgliederversammlung die Mitglieder Edmund Neudeck, Prälat Wothe und Prof. Lenz-Medoc zu Ehrenmitgliedern. Edmund Neudeck wurde darüber hinaus zum Ehrenvorsitzenden bestimmt. Die Versammlung brachte den geehrten Persönlichkeiten stehend Ovationen dar.

—ger—

Aus eigener Kraft

In der Mitgliederversammlung in Gemen verlas Kassenwart Johannes Tucholski den Kassenbericht. Er dankte den Mitgliedern für ihre Spendenfreudigkeit. Zwar gebe es immer noch öffentliche Zuschüsse für unsere Arbeit, aber immerhin hätten die Mitglieder rund zwei Drittel des benötigten Geldes aus eigener Kraft aufgebracht. Den Dank verband er mit dem Wunsch und der Bitte, auch weiterhin die Arbeit des Adalbertus-Werkes tatkräftig finanziell zu unterstützen.

—ger—



**Vor dem
Amtswechsel:
Der bisherige und
der neue
1. Vorsitzende
Edmund Neudeck
und
Gerhard Nitschke**

Erinnerung und Dank – auch über den Tod hinaus



**Bischof Dr. Carl Maria Splett +
(Gemen 1960)**



Festliche Stunde mit Heinrich Köppler (Gemen 1955)



**Prof. Franz Manthey +
Geistl. Beirat des Adalbertus-Werkes
von 1968 – 1971**



i.d.Mitte: Prälat Anton Behrend + (Gemen 1964)



Präsident Dr. Sternfeld + (Gemen 1960)



**Podiumgespräch (Gemen 61)
v. links: Joachim Behnke + , Georg Sturmowski, Eberhard Bitzert, Edmund Neudeck**

Gemensong '86

Melodie: El viva Espania

Jedes Jahr im Sommer fahren wir nach Gemen,
die Sonne lacht und die Stimmung ist gut.
Diese Tage lassen wir uns nicht nehmen,
denn wir wissen wie gut uns das tut.
Jung und Alt sind alle wieder hier;
das bleibt auch so und deshalb singen wir:

Refrain: Die Sonne scheint bei Tag und Nacht,
denn Gemen bleibt Gemen.
Ja sie hat nur an uns gedacht,
denn Gemen bleibt Gemen.
Ob es regnet oder schneit ist uns egal,
denn Gemen bleibt Gemen.
Und bist Du fröhlich so wie wir,
dann sei willkommen hier.

Wenn im Burgkeller die Biere wieder fließen,
ist das die wohlverdiente Ruhe nach dem Tag.
Doch auch die Diskussionen wollen wir genießen,
denn sie sind's, die ein jeder hier so mag.
Liebe Freunde trifft man wie in jedem Jahr,
dieses Lied ist für Euch alle da.

Refrain:

40 Jahre Gemen woll'n wir heute feiern
und wir laden dazu herzlich ein.
Uns're Heimatliebe wollen wir beteuern
und wer dies hört, macht sich d'rauf seinen Reim.
Doch der vielen schönen Worte sei's genug.
„Guten Abend auf dieser Burg!“

Refrain:

Text: Arndt Brede

Liebeslied an eine Burg

Melodie: Fernando (von Abba)

1) Unbeschreiblich das Gefühl,
wenn wir Danziger das Heimweh spüren nach der Ferne;
nicht nach Ibiza und Brühl,
auch auf Afrika und Austria verzicht' ich gerne;
da wo wir hinwollen, da beginnt für Dich und mich
ein Stückchen Seligkeit.

Refrain: Hallo, Gemen, wir sind wieder da,
ein Traum wird wahr in Gemen.
Wollen wieder mal zusammen sein,
es lädt uns ein Burg Gemen.
Mittwoch abend sind wir alle wieder da;
schürfen tief in der Erinnerung,
wie's früher war in Gemen.

2) Sehnsuchtsvoll blickt man zurück,
ach, wie ist uns allen doch die Zeit so lang gewesen,
und nun liegt man wartend da,
wär doch nur die Nacht von Dienstag schon herum gewesen;
sind wohl alle lieben Freunde da, auf die ich mich
die ganze Zeit gefreut.

Refrain: Hallo, Gemen, wir sind wieder da,
ein Traum wird wahr in Gemen.
Wollen wieder mal zusammen sein,
es lädt uns ein Burg Gemen.
Montag morgen ist er da, der Abschiedsschmerz;
aber bald schon heißt es „Urlaub klar!“
für nächstes Jahr in Gemen;
und die Sonne scheint uns,
ist doch klar, auch nächstes Jahr in Gemen.

Text: Ingrid Brede

Mochums Sehnsuchtslied Melodie: Eine Seefahrt, die ist lustig ...

Wo is bloß min scheenes Danzich,
wo's so nach Pomuchels roch?
Ach, wie scheen war unser Leben
unter all' die Mochums doch!

Wo wir an de Mottlau standen,
Oberkörper vorjeduckt,
und zur Danzjer Schifffahrt Sorjen
die ganze Mottlau volljespuckt.

Wenn dir ieber wen jeärgert,
Mensch, dann sagtest du nur fix:
„Kannst mich ine Tasche fassen,
denn ich bin direkt von Mix.“

Und der Danzijer Machandel,
ach, wie war der doch beliebt;
denn er hatte mehr Prozente,
wie se jede Sparkass' jiebt.

Uns're Danz'jer Straßenbahnen
war'n als sehr stabil bekannt.
Ja, de Ohrschen Loren hatten
beiderseitig Panzerwand.

Von de scheensten Viellenviertels
gab's in Danzich doch jenug.
Ob wir nur an Ohra denken,
oder auch an Poggenkrug.

Uns're Fischfrau'n waren heeflich
und zu jeder Zeit verjnickt.
Wenn dich mal en Fisch zu teuer,
hast ihm ine Fräb jekricht.

Wo sind bloß de Danz'jer Fischkes,
ach, verschwunden sind se doch.
Janz allein an se erinnern
wir Pomuchelsköppe noch.

Hab'n auch unbefuchte Jäste
unser Danzich abjebaut,
den Humor, das Allerbeste,
hab'n se uns doch nicht jeklaut.

Text: Stefan Schwiontek

IMPRESSUM

„Festschrift: 40 Jahre Gementreffen“, Sonderheft des „Heimatbrief der Danziger Katholiken“
Herausgeber: Apostolischer Visitator der Danziger Katholiken Johannes Bieler,
2800 Bremen, Kolpingstraße 7

Redaktion dieser Ausgabe:
adalbertus-werk e.V. und adalbertus-jugend
4000 Düsseldorf, Hubertusstraße 5

Verantwortlich: Gerhard Nitschke, Düsseldorf

Fotos: W. Derow, G. + W. Nitschke, J. Tucholski

Versandstelle: Domhof 18 – 21, 3200 Hildesheim

Gesamtherstellung: Druckerei Oppermann, Hildesheim